

# Lübbeder Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Lübbeder Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 48, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis vierteljährlich 2,40 Mk., monatlich 80 Pfg.

Redaktion und Geschäftsstelle:  
Johannisstraße Nr. 46  
Fernsprecher Nr. 926

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgehaltene Beilagen- oder deren Raum 30 Pfg., Veranlagungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 20 Pfg., auswärtige Anzeigen 35 Pfg. — Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 202.

Mittwoch, den 29. August 1917.

24. Jahrg.

## Die Ereignisse in Spanien.

Von Heinrich Cunow.

Nach den Angaben der spanischen Regierung, die durch telegraphische Meldungen englischer Blätter, vornehmlich der „Times“, teilweise bestätigt werden, soll es der Datschischen Regierung geglückt sein, den Aufstand der mit anarchistischen und sozialistischen Elementen verbündeten separatistischen Republikaner niederzuwerfen, während umgekehrt einige Pariser Blätter von einer weiteren Ausdehnung der Unruhen in Katalonien und den baskischen Provinzen zu berichten wissen. Wieviel von diesen Meldungen richtig ist, läßt sich hier schwer beurteilen; denn wenn einerseits die spanische Regierung ein gewisses Interesse daran hat, die Unruhen als im ganzen bedeutungslos hinzustellen, hat andererseits die französische Presse, die nichts sehnlicher wünscht, als einen Sturz des jetzigen spanischen Regiments und seine Teilnahme am Kriege auf der Seite der Entente, von vornherein die Taktik verfolgt, die sogenannten Erfolge der Aufständischen zu übertreiben. Immerhin läßt sich sagen, daß, wenn es bisher den Aufständischen nicht gelungen ist, die Unruhen über weitere Gebiete auszudehnen, als in den letzten französischen Berichten genannt werden, der Aufstand als verloren gelten muß. Sollte tatsächlich die Ruhe noch nicht in dem Maße wieder hergestellt sein, wie die spanische Regierung versichern läßt, so ist doch mit einem Gelingen der Aufstandsversuche und der Ersetzung der jetzigen monarchischen Regierung durch eine „ententeistische“ republikanische Regierung kaum mehr zu rechnen.

Wer die Geschichte der spanischen Aufstände und der so häufigen sogenannten Generalstreiks in Spanien kennt, der weiß, wie leicht dort oft aus verhältnismäßig unbedeutenden lokalen Anlässen heraus sogenannte revolutionäre Bewegungen und politische Streiks aufgeschossen sind, die schon nach wenigen Tagen, sobald die erste impulsive Erregung verfliegen war, wieder klanglos zusammenbrachen. Freilich ist diesmal die Gärung allgemeiner, die Agitation umfassender, und nachdem die Entente gesehen hat, was sie durch eine geschickte Kriegsbegeisterung in der durch Arbeitslosigkeit und Lebensmittelverknappung aufgewiegelter, unzufriedener und zu Putzchen geneigten Bevölkerung auszurichten vermag, wird sie kaum ihr Spiel, Spanien mit in den Strudel des Weltkrieges hineinzuziehen, so leicht aufgeben. Was ihr bei Portugal und Griechenland gelungen ist, sollte ihr das in Spanien nicht glücken, wo die ärmere industrielle Bevölkerung größtenteils schwer unter den Kriegsfolgen leidet, die partikularen oder separatistischen Bestrebungen in den einzelnen, früher selbständigen Königreichen seit jeher viele Anhänger haben und die republikanische Bewegung seit einigen Jahren mehr und mehr an Ausdehnung gewinnt? Selbst wenn es gelingt, den Reiz der jetzigen Unruhen in allernächster Zeit vollends zu unterdrücken, bleibt doch die Gefahr bestehen, daß bald da, bald dort von neuem Putzchen und revolutionäre Streiks ausbrechen.

Begonnen haben die Unruhen schon vor mehr als vier Wochen mit einem lokalen Eisenbahnerstreik und kleinen Putzchen in Valencia, denen vereinzelt Straßenrevolten in Barcelona folgten. Dort mit Militärgewalt unterdrückt, flackerten sie in anderen industriellen Gegenden des westlichen Kataloniens sowie in den Kohlen- und Eisengrubengebieten der baskischen Provinzen, vornehmlich der Provinz Bizcaya, wieder auf und griffen dann auf das mittlere Aragonien und einen Teil von Asturien über. Zugleich kam es im Minengebiet von Rio Tinto (Provinz Huelva) und in der Provinz Alicante zu Revolten, denen sich Streiks und Straßentämpfe in Madrid anschlossen. Der eigentliche Herd des Aufstehens aber blieb Katalonien, namentlich seine Küstenstädte, während der ganze Süden, Westen, Nordwesten und die Zentralprovinzen Spaniens, bis auf die Hauptstadt Madrid, sich fast völlig ruhig verhielten. Das ist begreiflich. Katalonien ist der politisch unruhigste, seit jeher in Opposition zur Madrider Zentralregierung stehende, von anarchistischen Elementen am meisten durchsetzte Teil Spaniens, wo auch die radikal-republikanische Bewegung, der halb-anarchistische Revolutionarismus der Gruppe Ferrer, ihre Hauptverbreitungsstätte hat. Dazu kommt, daß die Bevölkerung der Industrie- und Hafenstädte Kataloniens, die sich zum Teil direkt in ihrem Erwerb auf den Verkehr mit Südfrankreich angewiesen sieht, mehr unter der durch den Krieg heraufbeschworenen Wirtschaftskrise leidet als die landwirtschaftlichen Gebiete des Innern, also auch für die revolutionäre Agitation gegen die Zentralregierung einen besser geeigneten Boden abgibt.

In Katalonien hat denn auch nach Kriegsbeginn die erste Agitation der „Ententisten“ zur Beteiligung am Kriege eingesetzt; doch hatte sie zunächst nur bei den Republikanern der Ferrer'schen Richtung und den Anarchisten Erfolg, die, wie schon erwähnt, in Katalonien noch eine ziemliche Rolle spielen und dort an Zahl die Sozialisten bei weitem übertreffen. Der Bakunismus hat sich dort am besten konzentriert, und soweit die katalonischen Arbeiter überhaupt organisiert sind, gehören sie meist anarchistischen Zirkeln und anarchistisch-individualistischen Gewerksvereinen an; der sozialistische Gewerkschaftsbund, die Union general de Trabajadores, hat in Katalonien nur verhältnismäßig

wenige und kleine Mitgliedschaften. Die Republikaner des rechten Flügels wollten dagegen trotz aller heißen Sympathie für die Sache „Frankreich, der Freiheit und der Demokratie“ zunächst wenig von einer militärischen Teilnahme am Kriege wissen. Ebenjowenig die spanischen Sozialisten. Zwar standen deren Führer fast sämtlich auf Seiten Frankreichs, und das von Pablo Iglesias redigierte Madrider Zentralorgan „El Socialista“, das vor dem Eintritt Italiens in den Krieg noch regelmäßig über Italien und die Schweiz nach Deutschland kam, gefiel sich in den albernsten Verdächtigungen und Verleumdungen des deutschen Volks; aber eine militärische Beteiligung am Völkerkampf lehnten sie ab — da die Arbeiter, denen vorerst die großen Lieferungen Spaniens nach Frankreich Arbeit und Verdienst brachten, gegen die sogenannte Intervention waren.

Infolge der mit Geld nicht sparenden antideutschen Agitation der französischen Propagandagesellschaften hat sich das jedoch gründlich geändert. Heute beteiligen sich nicht nur die gemäßigten Republikaner, sondern auch ein Teil der Liberalen und der Sozialisten mit Eifer an der Kriegshetze. Die sozialistischen Führer unter Leitung von Pablo Iglesias, der seit 1910 immermehr zu einem Unterleithammel des vom individualistischen Anarchismus zum Linksrepublikanismus hinübergewechselten Herrn Alexander Verrour geworden ist, hat denn auch die sozialistische „Union general de Trabajadores“ zu bestimmen genutzt, durch das Eintreten in Streiks der jetzt niedergeworfenen aufständischen Bewegung Hilfe zu leisten; doch hat nur ein Teil der Gewerkschaften die Anweisung befolgt, und von diesem sind einzelne, wie z. B. die Typographengewerkschaft, schon nach kurzem Ausstand wieder an die Arbeit zurückgekehrt — mit der Begründung, daß sie mit dem Ziele der aufständischen Bewegung nichts gemein hätten. Jetzt will, wie es heißt, die Typographenvereinigung mit einigen anderen Gewerkschaften aus der Union austreten, da sie sich nicht von der Parteileitung zu Hilfsdiensten für die Ferrer'sche Gewerkschaft und die Anarchisten mißbrauchen lassen will. Vielleicht wird der Reiz wieder überklebter; jedenfalls wäre es ein trauriger Erfolg der ganzen Aktion, wenn durch sie auch in Spanien eine Spaltung in der sozialistischen Arbeiterschaft herbeigeführt würde.

Daß die Agitatoren der Entente durch den Mißerfolg zur Einstellung ihrer Werbetätigkeit bewegen werden könnten, ist leider nicht anzunehmen. Einen gewissen Schlag haben sie immerhin erlitten. Einen zweiten Schlag erhalten sie durch den Friedensvorschlag des Papstes. Nüchtern wird die Autorität des Papstes mehr anerkannt, als in den kirchlichen Kreisen Spaniens; seine Friedensforderung wird daher die kirchlich gesinnten Kreise bestimmen, etwas energischer gegen die Kriegsbegeisterung aufzutreten. Zugleich erfährt dadurch das Verhalten der Datschischen Regierung eine gewisse Rechtfertigung.

## Ein neuer Friedensvorschlag der Mittelmächte?

Wie wir gestern mitteilten, hat Kerenski auf der Moskauer Staatskonferenz u. a. folgende Auffassung erregende Ausführungen gemacht:

„Vor einiger Zeit haben wir mit Entrüstung den Vorschlag eines Sonderfriedens zurückgewiesen. Vor einigen Tagen waren wir Zeugen eines neuen ähnlichen Versuchs, der sich gegen unsere Verbündeten richtete. Diese haben ihn mit derselben Entrüstung zurückgewiesen, und im Namen des großen russischen Volkes sage ich unseren Alliierten: Das ist die einzige Antwort, die wir von Euch erwartet haben.“

In jedem Leser dieser Zeilen mußte die Meinung auftauchen, daß Kerenski hierbei ein neues Friedensangebot Deutschlands an eine der kriegführenden alliierten Mächte im Auge gehabt hatte. Und mehr oder weniger wurden schon Kommentare laut, die alles andere als schmeichelhaft für die deutsche Geheimdiplomatie waren. Nun wird aber von deutscher Seite erklärt, daß von einem erneuten Sonderfriedensangebot keine Rede sein könne. Der „Berliner Lokalanz.“ schreibt: „Hierzulande ist keiner einzigen Stelle, die über einen solchen Vorgang unterrichtet sein müßte, darüber das geringste bekannt.“ Auch die „Nordd. Allgem. Ztg.“, die sich in längeren Ausführungen mit Kerenski's Rede beschäftigt und ihm besonders zum Vorwurf macht, daß er den Reichstagsbeschuß vom 19. Juli vollkommen verschwiegen hat, sagt, ein angebliches zweites Sonderfriedensangebot, das Bethmann Hollweg gegen die Verbündeten Russlands gerichtet hätte, existiere nur in der Phantasie des russischen Ministerpräsidenten.

Ein deutsches Friedensangebot kommt also nicht in Frage. Nicht unwahrscheinlich ist aber, daß Kerenski mit seinen Worten die Friedensumgebung des Papstes meinte,

wenn auch dagegen spricht, daß die Alliierten diesen neuen Friedensversuch mit Entrüstung zurückgewiesen haben sollen. Denn davon ist bis heute nichts bekannt. Daß aber Kerenski und seine Helfershelfer das Vorgehen des Papstes nicht begreifen, geht aus folgender Meldung des „Handelsblad“ aus Petersburg hervor: „Die vorläufige Regierung beriet über die Note des Papstes und beschloß, die Note nicht zu beantworten, da sie nicht von Rußland spreche. Eine Mitteilung in diesem Sinne soll an die Alliierten gerichtet werden.“

Kerenski, dieser „Friedensfreund“, spielt also die gekränkte Leberwurst, weil der Papst aus leicht erklärlichen Gründen Rußland nicht besonders erwähnen konnte. Möglich ist es also aus diesen Gründen immerhin, daß der neue „Mann der Tat“ in Rußland mit seinen Ausführungen auf diese Papst-Rundgebung angepielt hat. Doch dürfte man hierüber vielleicht bald etwas Authentisches erfahren!

## Die Stockholmer Konferenz.

Stockholm, 27. Aug. (Eigener Bericht.) Der Sowjetvertreter Panin und der Menschewittdeligierte Axelrod drängten an Henderson für die Londoner Sowjetabordnung: „Mit unserm besten Gruß für Sie drücken wir die feste Hoffnung aus, die Konferenz wolle beschließen, daß alle teilnehmenden Parteien ihr Möglichstes tun sollten, alle Hindernisse zu beseitigen, die zusammentreffen und den Vertretern der Proletarier aller Länder den Weg nach Stockholm versperren. In dieser Ueberzeugung senden wir der Konferenz unsern Brudergruß und wünschen ihr besten Erfolg im Interesse der Internationale.“

In der heutigen Komiteesitzung, an der auch der nach hier zurückgekehrte Genosse van Kol teilnahm, erklärte der Sowjetvertreter Panin, Kerenski habe nichts gegen die Stockholmer Konferenz unternommen, und er wünsche lebhaft deren Zustandekommen.

„Laut „Sozialdemokraten“ beschloß die französische Confédération generale du travail (allgemeine Gewerkschaftskommission) in der allgemeinen Abstimmung, die Stockholmer Konferenz zu beschließen.“

Mit großer Spannung sieht man jetzt der entente-sozialistischen Tagung in London entgegen. Es liegen darüber einige Meldungen vor, die wir nachstehend wiedergeben:

London, 28. August. (Reutermeldung.) Die internationale sozialistische und Arbeiter-Zusammenkunft wird heute unter dem Vorsitz Hendersons in der Central Hall, Westminster, eröffnet. Belgien ist auf der Konferenz durch zwei, Rußland durch vier, Frankreich durch zehn, Portugal durch zwei, Griechenland durch einen, Großbritannien durch fünfundsiebzig und Südafrika durch einen Abgeordneten vertreten. Es wird beantragt werden, daß die Zusammenkunft in vier Abteilungen geteilt wird, um über die Hauptpunkte der Erklärung der britischen Arbeiterpartei über die Kriegsziele zu beraten. Die vier Punkte sind: Allgemeine Erklärung über den Krieg, Völkerverbund, Forderungen nach Wiederherstellung und wirtschaftliche Fragen und Gebietsveränderungen.

London, 28. August. (Reutermeldung.) Die Arbeiter- und Sozialistenzusammenkunft der Alliierten in Westminster beginnt heute vormittag. Alle Abgeordneten waren anwesend. Henderson übernahm den Vorsitz. Die Verhandlungen sind nicht öffentlich. Es dürfte aber im Laufe des Nachmittags ein amtlicher Bericht herausgegeben werden.

Bern, 28. August. Zur sozialistischen Konferenz in London gibt heute der „Matin“ bekannt, daß bei den Verhandlungen der französischen Sozialistenpartei über die Festlegung des Programms für Stockholm Renaudel erklärte, daß im Falle der Weigerung seitens der Mehrheit, in Stockholm die Verantwortung für den Ausbruch des Krieges zu erörtern, die französische Abordnung den Sitzungsraum unerschütterlich verlassen würde. Mehrere Angehörige der Minderheit sollen sich inzwischen dem Standpunkt Renaudels angeschlossen haben. — Der „Matin“ schreibt: Der Beschluß werde ein neues Licht auf die Bedingungen, unter welchen die französischen Abgeordneten in London verhandeln würden und glaubt, eine Einigung mit den Engländern werde sich leicht erzielen lassen, aber mit den Russen und den offiziellen italienischen Sozialisten schwer fallen. Sollte eine Einigung nicht erzielt werden, werde jede Partei ihre Ansichten in einem Memorandum getrennt niederlegen.

Der „Temps“ hält auf Grund der Erklärungen Briands die Stockholmer Konferenz für erledigt. Die Hauptsache sei, daß es unmöglich werde, den Nationen den Frieden einer Partei aufzuzwingen und daß man der Gefahr entgehe, daß die internationale Arbeiterschaft neben und über den Regierungen eine tatsächliche Kontrolle über das ganze nationale Leben ausübe. Auch Clemenceau vertritt den Standpunkt, die Stockholmer Frage sei nunmehr begraben.

Haag, 28. August. Das Holländische News Bureau meldet vom Dienstag aus London: Infolge des sehr verschiedenen Standpunktes der heute versammelten Richtungen der internationalen Sozialisten ist es unwahrscheinlich, daß es tatsächlich zu endgültigen Resultaten kommen wird, um so mehr, als die Organisatoren der Versammlung bereits entschieden haben, daß keine bestimmten Vorschläge für Stockholm von der Konferenz beauftragt werden sollen, es sei denn, daß die Konferenz zu einem einstimmigen Botum kommt, entsprechend dem Einigungsmodus der englischen Gewerkschaften.







# Allerlei Kriegsnachrichten.

## Der polnische Staatsrat

hat demissioniert. Die „Frankf. Zig.“ bemerkt dazu, dieser Schritt brauche nicht soedeutet zu werden, als würde dadurch die Lösung der polnischen Frage erschwert.

## Die Allierten

müßten jetzt ebenfalls ähnliche Vorstöße von der Schweiz, wie sie Deutschland zugelassen worden sind. Demgegenüber verlangen die Schweizer mit Recht, daß auch die Allierten Gegenleistungen dafür gewähren.

# Politische Rundschau.

## Deutschland.

### Die litauische Frage im Hauptauschuss.

Am Dienstag legte der Hauptauschuss zunächst die Besprechung über die besetzten Gebiete fest. In einer Aussprache über die Verhältnisse in Belgien kam es nicht, da sich kein Redner zum Wort meldete. Sehr eingehend wurde dagegen die litauische Frage besprochen und schließlich folgender Antrag angenommen:

Der Ausschuss wolle beschließen, der Reichstag wolle den Herrn Reichskanzler ersuchen, für die besetzten Gebiete Litauen und Aurland Vertretungen der Bevölkerung in die Wege zu leiten, die vom Vertrauen aller Volksteile getragen sind, und, soweit die militärischen Verhältnisse es gestatten, Beteiligungen zu schaffen.

Darauf wurde die Besprechung über die auswärtige Politik fortgesetzt. Der wesentliche Inhalt dieser Besprechung war vertraulich. Am Mittwoch sollen die politische Denkschrift und das Verammlungsrecht erörtert werden. Es wird damit gerechnet, daß heute der Schluß der diesmaligen Verhandlungen eintreten kann.

### „Sonderauschuss beim Reichskanzler.“

Die aus je sieben Mitgliedern des Bundesrats und des Reichstags zusammengesetzte Kommission, die sich mit der Antwort auf die päpstliche Friedensnote befassen soll, hat den Namen erhalten „Sonderauschuss beim Reichskanzler“. Dieser Ausschuss tagte am Dienstag zum ersten Male. Seine Verhandlungen sind streng vertraulich. Wie der „Lokal-Anzeiger“ hört, wurden in der ersten Sitzung nur Geschäftsordnungsfragen erledigt. Weiter bemerkt das Blatt: „Dem Ausschuss ist für alle diese Entscheidungen volle Selbständigkeit gewährt und der Reichskanzler betrachtet sich nur lediglich als der die Beratungen leitende Vorsitzende“.

### Reichstagsauflösung und Neuwahlen.

Die konservative Presse legt ihren Forderungen gegen den Reichstag mit allen Mitteln weiter fort. Sie, die sonst die privilegierte Hüterin aller Autoritäten ist, sucht die Autorität des Reichstages zu erschüttern, indem sie erklärt, dieser Reichstag sei unter ganz anderen Voraussetzungen als den gegenwärtigen gewählt, hinter seiner Mehrheit stände nicht mehr die Mehrheit des deutschen Volkes.

Wenn die sogenannte „Reichstagsmehrheit“, schreibt Reventlow in der „Deutschen Tageszeitung“, das wirklich glaubt, was sie mit starken Worten zu behaupten pflegt, so würde sie in der heftigen Ruhe der Besessenen von der Möglichkeit der Aufhebung der Mehrheitsfrage durch Neuwahlen reden lassen.

Wir sind dem Grafen Reventlow dafür dankbar, daß er aus seiner Gegnerschaft gegen die Reichstagsmehrheit die demokratisch richtige Folgerung zieht und hofft, daß sich die gesamte konservative Partei seinem Standpunkte anschließen wird.

Fordern die Konservativen Auflösung des Reichstages und Neuwahlen noch während des Krieges, so können sie dabei der entschiedensten und tatkräftigsten Unterstützung der Sozialdemokratischen Partei gewiß sein. Denn einer demokratischen Partei wäre es unwürdig, wenn sie der Entscheidung des Volkes auswich, die von einer anderen Seite gewünscht wird. Es kann in solchem Fall auch gar nicht mehr ihre Aufgabe sein zu untersuchen, ob dieser Wunsch ernst gemeint ist oder nicht.

Wäre er ernst gemeint, so würden sich die Herren Konservativen einer geradezu fantastischen Selbstkürzung hingeben. Denn von den fünfundsiebzig ihrer Sorte, die jetzt noch im Reichstage sitzen, würden aus den Wahlen keine fünf dahin zurückkehren.

Für die Regierung gibt es eher nur zwei Möglichkeiten: Entweder sie erfüllt den Wunsch der Konservativen und der Sozialdemokraten und appelliert an das Volk, oder sie erkennt den nach heftigsten Reichstag als legitime Vertretung des deutschen Volkswillens an. Der Reichstag kann aufgespalten und neu gewählt werden, er kann aber auf keinen Fall unter dem Vorwand, er sei in seiner jetzigen Zusammensetzung nicht mehr die richtige Vertretung des Volkes, von einer kleinen herrschsüchtigen Minderheit belächelt werden. Dieses letztere Verfahren wäre eigentlich nicht mehr so recht konservativ, sondern schon eher anaristisch.

# Nus Lüben und den Hamburggebieten.

Mittwoch, 29. August.

Gegen die Friedensbestrebungen des Papstes und die Reuevoluntät in Deutschland wandte sich auf dem geistigen von uns erwählten eigenartigen vorkriegsähnlichen „Band“ des Hamburgerkriegsverbandes der hiesige Hauptpastor Lütge. Nach dem Bericht des Amtsblattes jagte der streitbare Gottesmann:

Seither sind vom Reichstag unter einem Druck von außen innere Reuevoluntäten in feindlichem Sinne getrieben worden. Damit hat er nicht Wunsch und Willen der Mehrheit des deutschen Volkes zum Ausdruck gebracht. Wir wollen keine die uns ungerade Gleichmächte, sondern ein Vaterland, in welchem der Kaiser, der seine ganze Kraft unermüdet in den Dienst des Vaterlandes stellt, eine andere Stellung einnimmt, wie der König von England in seinem Reiche. Und wir Gott wollen wir einen guten Frieden erlangen! Darum brauchen wir Wissen und die Staatsräson nicht, und dazu brauchen wir auch den Papst nicht. Wenn der Papst sich in politische Dinge einmischt, will, daß er nicht seine religiöse Autorität geltend machen, denn diese gibt ihm kein Recht, Regierungen protestantischer Staaten zu beschimpfen.

Die Behauptung, daß unter einem Druck von außen innere Reuevoluntäten vom Reichstag im feindlichen Sinne getrieben worden seien, ist ein hartes Stück und liegt mit der Wahrheit im Widerspruch. Die Reuevoluntät ist ein Ausdruck der

# Der amtliche Kriegsbericht.

22. Großes Hauptquartier, 20. August. (Amtlich.)

## Westlicher Kriegshauptquartier.

Unter dem Einfluß kühner und regnerischer Witterung ließ sich durchweg die Feuerkraft in nördlichen Gewässern. Zahlreiche eigene Erkundungsvorstöße brachten uns Gewinn von Gefangenen und Beute.

### Seeresgruppe Kronprinz Rupprecht:

In Flantern lebte am Abend der Artilleriekampf zwischen Dargemarz und Solbeck auf. Unser Bootsch war die Engländer aus der Nordsee nach Brezenberg gewannen Einbüchtung zurück.

### Seeresgruppe Deutscher Kronprinz:

Nach der unglücklichen Kampfschlacht der Briten nur auf dem Meere der Mars zwischen Beaumont und Danjou.

### Front des Generalfeldmarschalls Herzog Albrecht von Württemberg:

Zur Verstellung für die Beschießung von Thiaucourt durch die Franzosen wurde von uns Drouot-aux-Prés und Pont-a-Mousson unter Beschießung genommen.

### Deutscher Kriegshauptquartier:

#### Seeresfront des Prinzen Leopold von Bayern:

Keine größeren Kampfschlachten.

Front des Generalfeldmarschalls Erzherzog Josef: Weidener Seite des Dittz-Sales wurden schiffliche und überseeische Gruppen einige Schiffe verloren und wiesen nördlich von Graceli harte Gegenangriffe ab. Mehr als 600 Gefangene wurden erbehalten.

Wegen der Gefangenen zwischen Cassau- und Putna: Zal stehen die Rumänen an mehreren Stellen vor, ohne einen Erfolg zu erzielen.

### Seeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen:

Am Gebirgsrande weißlich des mittleren Sereth nahmen nach wirkungsvoller Artillerievorbereitung preussische, baltische, sächsische und medienbaltische Bataillone im Häuserkampf das Dorf Muncelul. Den geistlichen Gegner drängten sie unaufhaltsam über mehrere Stellungen zu beiden Seiten des Südrates nach Nordosten zurück.

In dem Gefolge der Angreifer zerfielen harte russisch-rumänische Gegenangriffe. Der Feind büßte über 1000 Gefangene, 3 Geschütze und 50 Maschinengewehre ein und erlitt empfindliche Verluste. Deutlich der Bahn Geciani-Adjudul-Mou lebhaft Kampftätigkeit der Artillerie.

### Mazedonische Front:

Die Feuerkraft war vielfach stärker als in letzter Zeit, besonders zwischen Karbar und Doiran-See.

Vorstellungen an den Dörfern der Nidze-Planina verliefen für die Bulgaren erfolglos.

Der Erste Generalfeldmarschaller: Ludendorff.

tigung gemeint, das begreiflicherweise den Reaktionen aller Schichten sehr unangenehm ist, da es ihren Einfluß nur vermindern wird. Aber die Entwidlung läßt sich nicht aufhalten! Und wenn der protestantische Geistliche dem Papst das Recht abspricht, Regierungen protestantischer Staaten zur Beendigung des grauenhaften Weltkrieges zu ermahnen, so mag er das tun; er wird damit aber sicherlich nicht den gewünschten Eindruck machen, denn die gewählten Herren vieler Millionen Menschen der verschiedensten Religionsbekenntnisse in allen Ländern danken dem Papst dafür und wünschen nur, daß ihm Schritt Erfolg haben möge. Daß auch Stockholm dem Herrn Pastor nicht gefällig, das wird die Sozialdemokratie zu tragen wissen. Sie wird nichtsdestoweniger alles tun, was der Herbeiführung eines baldigen Friedens dienlich kann.

Die Bekämpfung des Papiermangels. Die Notwendigkeit, das Papier ebenso wie die für die Papierherstellung notwendigen Rohstoffe als Ersatz für sonst übliche Luxuswaren, Gespinnte und Gewebe, ja auch in der Nahrungsmittelherstellung, daneben der Mangel an Kohlen und Arbeitern, hat auch die Papiererzeugung und in der Folge alle Papierverbraucher in eine schwierige Lage gebracht. Wir wissen heute, daß nur äußerste Einschränkung des Verbrauches uns ermglichen wird, mit den vorhandenen und den herstellbaren Papiermengen auszukommen, und es erhebt sich nun die Frage, welcher der beiden gegebenen Wege vorzuziehen ist: freiwilliger Verzicht auf jeden unnötigen oder weniger dringlichen Verbrauch, also Sparmaßnahme, oder aber: zwangsweise Einschränkung, also Rationierung!

Die öffentliche Bewusstseinsbildung und Rationierung ist bekanntlich bereits gegenüber einem wichtigen Teil der Papierverbraucher, nämlich der Presse, eingeführt worden. Schon die hier gemachten Erfahrungen zeigen, wie unangenehm die Konsequenzen einer etwa notwendigen weiteren Rationierung auch für den Schreib- und Druckpapierverbrauch der gesamten Geschäftswelt werden müßten. So darf man die Frage, ob eine freiwillige Einschränkung an Papier durch die Gesamtheit der Verbraucher oder aber die beherrschende Rationierung auch des Papierverbrauchs vorzuziehen ist, ohne weiteres als entschieden betrachten; wenn es irgend durchzuführen ist, müssen wir mit Freiwilligkeit, mit allgemeiner und unbedingter Sparsamkeit auszukommen suchen. Die Sparsamkeit im Kleinen, an Verpackungsmaterial, Papierbindfäden, Kartons, nicht zuletzt an den mannigfachen Erzeugnissen aus Papier, die man mit leichter Hand zur Seite legt oder wirft, weil sie ja „nur aus Papier“ sind, kann sicher noch weiter getrieben werden, wenn man sich erst überlegt, daß es sich bei dem Papier heute um einen außerordentlich wertvollen und leider in recht knappen Mengen vorhandenen Stoff handelt, mit dem gepapert, gepreßt und immer wieder gepapert werden muß.

Schließlich handelt es sich doch um ein Ding, bei dem die Selbstbeschränkung, der Zwang, den man sich selber auferlegt, nicht allzu schwerfällig sein sollte. Papier ist ein Artikel, der nicht zum Lebensunterhalt gehört, der nicht den Hunger stillt und nicht vor Kälte schützt auch — an und für sich betrachtet wenigstens — kein direktes Drogenmittel.

Es handelt sich also nicht um große persönliche Opfer, sondern nur um ein bißchen sich Gewalt antun. Das aber sollte man doch heute, in der schwersten Zeit, die wir erleben, und angehts der großen Interessen, die auf dem Spiel stehen, von jedermann erwarten können.

Der Mangel an Möbeln. Die Preise für Möbel haben ganz ungeheuerliche Steigerungen erfahren. Selbstverständlich erfordern sie die Aufmerksamkeit nicht nur auf Waren, die während des Krieges unter erhöhten Materialpreisen und höheren Löhnen hergestellt worden sind, sondern auch auf Möbel der Friedenszeit. Man wird auch den Möbelhandel nicht mehr lange ungeschädigt wirtschaften lassen können, denn es hat sich eine große Spekulation in neuen und gebrauchten Möbeln entwickelt. In den Städten der Provinz werden mittels von hundert Möbeln zu hundert Preisen zu kaufen gesucht. Es wird dabei mit der Zeit der Markt gesättigt, die manche Familie zwingt, sich von Einrichtungsgegenständen zu trennen. Für die Aufzucht besteht also eine sehr günstige Konjunktur. Andererseits ist aber die Forderung nach Möbeln, die einen gewissen Wert haben wollen, nur sehr gering und nur zu einem kleinen Teil werden sie beschaffen werden können.

auffachern, daß nach dem Kriege bei sehr gesteigerter Nachfrage die Preise noch wesentlich in die Höhe gehen.

Viele Möbel müssen unbedingt durchgekauft werden. Das sicherste Mittel wäre die Ausschaltung des privaten Handels und die öffentliche Bewirtschaftung vor allem der gebräuchlichsten Möbel, die den Kommunalverbänden übertragen werden könnten. Die Mittelbehörden bieten hierfür ein nachahmenswertes Beispiel. Für neue Möbel müßte wohl zunächst ein anderer Weg des Betriebes gesucht werden, da hier eine öffentliche Bewirtschaftung schwieriger ist. Einen Hinweis dafür geben vielleicht die Richtlinien, die das Beratungskomitee für Kleinkaufleute und Gewerbetreibende in Frankfurt a. M. für eine gemeinnützige Mobilitätsbeschaffung aufgestellt hat. Danach erfolgt die Beschaffung des Mobiliars auf gemeinschaftlicher Grundlage durch Angehörige der Taxicab- und Schneidergewerkschaften. Beim Einkauf hat der Käufer etwa ein Drittel des Kaufpreises zu entrichten. Die restlichen zwei Drittel sind in Raten, ähnlich wie bei den Abzahlungsgeschäften, zu entrichten. Ein Drittel davon übernimmt die städtische Hilfskasse als Darlehen, das für die Gewerkschaften ausbezahlt. Das letzte Drittel wird unter Bürgschaft der Hilfskasse von den Gewerkschaften auf die Dauer von zwei Jahren gestundet. Es werden hierbei, was bei den enorm steigenden Preisen vor allem wichtig ist, die Vorteile der Abzahlungsgeschäfte den Käufern zugute kommen, ohne daß sie deren Nachteile in Kauf nehmen müssen. Es fallen die hohen Betriebs- und Kellamkosten fort, so daß die Ware mit einem geringen Aufschlag abgegeben werden kann.

Kann nicht bald etwas geschieht, wird durch den Möbelwucher den bei Friedensschluß heimkehrenden jungen Kriegern die Gründung eines Haushalts sehr erschwert werden.

Seereschiff und Hilfsdienst-Ausfälle. Der stellvertretende kommandierende General in Altona hat über den Ersatz bei dem kürzlich eine Verfügung erlassen, deren Wortlaut mir nachstehend zum Ausdruck bringen: 1. Die Mitglieder der der auf Grund des § 11 des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst vom 2. Dezember 1916 gewählten Auschüsse weichen in erheblicher Zahl wehrpflichtige, kriegs-, garnison- und arbeitsverwendungsfähige, also kriegsbrauchbare Mitglieder nach. Als stellvertretender kommandierender General kann ich mich mit einer derartigen Zusammenlegung der Ausschüsse nicht einverstanden erklären, da es meine Pflicht ist, jeden entbehrlichen kriegsbrauchbaren Mann zum Dienst im Heere heranzuziehen. Ich weise mich hierbei eines Sinnes mit den Arbeitgebern und Arbeitnehmern, daß jeder von ihnen von dem Gedanken durchdrungen ist, jeden entbehrlichen, kriegsbrauchbaren Wehrpflichtigen der bestmöglichen Pflicht gegenüber unfern Vaterlande nachzuführen, nämlich an der Front vor dem Feinde seinen Mann zu stehen und dort mit den Feindarten zu wecheln, die unsere hehren Deutschen, alte und junge, auf allen Kampfgebieten vollbringen. Es kann daher allen Arbeitnehmern, sowohl Angestellten als auch Arbeitern, nur nachdrücklich geraten werden, in die Angestellten- und Arbeitereuschüsse möglichst nur Personen zu wählen, welche nicht mehr wehrpflichtig sind. Ich halte es bei voller Anerkennung der wichtigen Aufgaben, welche den Angestellten- und Arbeitereuschüssen obliegen, nicht mehr für möglich, in irgendwie erheblicher Weise kriegsbrauchbare Mitglieder dieser Ausschüsse noch länger und zum Teil auf die Dauer vom Heeresdienste zu befreien. Es liegt daher im eigenen Interesse der Angestellten und Arbeiter, nicht mehr wehrpflichtige Vertrauensleute in die Ausschüsse zu entsenden, da nur auf diese Weise ein häufiger Wechsel der Zusammenlegung der Ausschüsse vermieden werden kann. 2. Ferner bestimme ich, daß mit Rücksicht auf den dringenden Heeresersatz bei den staatlichen und kommunalen Behörden künftig keine kriegsbrauchbaren Wehrpflichtigen mehr eingestellt werden dürfen. Der Ersatz der Wehrpflichtigen, die zurzeit bei staatlichen und kommunalen Behörden beschäftigt sind, durch Hilfsdienstpflichtige und Frauen ist beschleunigt in die Wege zu leiten, da eine Zusuffung derartiger Wehrpflichtiger über den 31. Dezember d. J. nur noch in dringenden Ausnahmefällen erfolgen kann. Hinsichtlich der festangestellten Beamten bleibt es bei den bisherigen Bestimmungen.

Wider aus Lübens Bergangzeit. Im 19. Bande der Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde veröffentlicht Frau Grete Dögel ihre Studien zur „Lübecker Tafelmalerie in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts“. Das Ergebnis ist der erneute Nachweis, daß wir es mit einer durchaus bodenständigen Kunst zu tun haben, die aber in der Wahl und Ausgestaltung der Motive unselbständig und abhängig von Fremden ist. Die fortschreitende Forschung hat nachgewiesen, daß die Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts in einer Weise international war, an die man früher unter Berücksichtigung der schwierigen Verkehrsverhältnisse nie gedacht hat. Zwischen Frankreich, Italien und Deutschland bestanden die engsten Beziehungen und unsere Lübeckische Kunst im besonderen wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts von der burgundisch-französischen Mode beeinflusst, wie in der zweiten Hälfte von der niederländischen. Das geschah teils auf Reisen der Künstler, mehr noch durch das Mitbringen illustrierter Bücher und Kunstwerke durch Kaufleute, besonders aber durch die Stipendiaten, die der junge Malergeselle auf seiner Wanderjahre mit sich führte. Kehre er heim und wurde er selbst Meister, so war das die unerlöschliche Quelle für ihn und seine ganze Werkstatt. Aus ihm wurden die Motive genommen, mit denen er dann den durch die Tradition an sich fast gebundenen Gegenständen der Darstellung neue Seiten abgewann. Das dabei ziemlich schematisch und unselbständig verfahren wurde — je nachdem der Meister eine mehr oder weniger schöpferisch veranlagte Persönlichkeit war — besetzt Frau Dögel an zahlreichen Beispielen. Im allgemeinen kann man von der Lübeckischen Malerei der damaligen Zeit sagen, daß sie in der Gestaltung ziemlich unselbständig und handwerklich war, daß ihre Stärke aber in einem ausgezeichneten Farbengeschmack bestand, deren harmonische Schönheit und Reichtum noch heute das Entzücken der Beschauer hervorruft. Auf Grund dieser Stilkritik — die sich in der Hauptsache an das Aufgehen der gleichen Einzelstudie im Bilde hält — kann die Verfasserin eine ganze Reihe von Altarbildern als sicher aus Lübeckischen Werkstätten hervorgegangen nachweisen: so z. B. die in Neustadt in Mecklenburg, Tälamo, Grewma und Jarstad in Schweden und eins in der St. Vorankirche in Erfurt, die sich alle um den Meister des alten Hochaltars in der Marienkirche gruppieren. Ebenso sind die Bilder der Elisabethengedächtnis im Heiligen-Geist-Hospital, der Altar in der Kapelle in Schwartau und der sehr interessante Passionsaltar im Dom sicher Lübeckischen Ursprungs. Letzterer, der durch seine Komposition und Ausführung weit über dem Durchschnitt der Lübeckischen Altäre steht, zeigt allerdings starken westfälischen Einfluß, stammt aber nicht selbst aus Westfalen, er ist vielmehr sicher von einem Lübeckischen Meister gemalt. Es bringt dieser Aufsatz seinen wertvollen Fortschritt für die Erkenntnis unserer heimischen Kunst aus der Blütezeit Lübens. Abzehn Bilddrucke ermöglichen den Vergleich und die Nachprüfung der Angaben der Verfasserin. Dem jüngst verstorbenen Senatssekretär a. D. Eduard Schach widmet der Staatsarchivar Dr. Krichmar seinen warm empfundenen Nachruf, ist doch mit ihm ein eifriger Sammler und einer der besten Kenner der heimischen Geschichte gestorben. Auf Grund der zahlreichen erhaltenen Briefe schildert er den Lebenslauf dieses rastlos tätigen Mannes, der in selbstloser, stiller Arbeit sein Werk geschaffen hat, ohne viel Aufsehens davon zu machen. Sein Lebenswerk, kein großer Sammler, meist biographischen Inhalts, haben Senat und Bürgerchaft erworben und dem Staatsarchiv überwiesen, so daß sie auch nach seinem Tode Nutzen bringen werden, wie es der Verfasser geradezu gewünscht hat. Es erfreuen sich auf alle Weise an dem Bilde, vornehmlich aber auf die Gewerbetreibenden, von denen kaum einen Beruf gibt, der nicht darin besteht, zu arbeiten.



die Kollation" der Kompagnie statt, die wie bekannt neben der Junterkompagnie die vornehmste unter den bürgerlichen Kollegien im alten Lübeck war. Bei den Unruhen gelegentlich der Einführung der Reformation 1531 wurde das Haus verwüstet; erst 1582 entschloß sich die Kompagnie, es wieder herzustellen zu lassen; der Umbau war 1602 beendet und hatte 1836 Kurantmarkt Kosten verursacht. Das ganze Erdgeschloß bestand aus der großen Diele, in der Art, wie wir sie heute noch im Hause der Schiffersgesellschaft kennen, während der Festsaal im Obergeschloß lag. Zu seinem Schmuck boten die Mitglieder mit freiwilligen Beiträgen alles auf, ihn vornehm und stattlich anzustatten. Tönnies Evers, der beste Bilofschneider seiner Zeit in Lübeck, der die Kriegsstube geschaffen hat, lieferte die schöne Wandtäfelung und den schön geschlachten Tisch; die Stühle — 1735 durch neue ersetzt — stifteten die Mitglieder. In den Wänden hingen die Bilder der zu Rate gestorenen Mitglieder. Zwischen ihnen befanden sich auch die vier großen Wappen der Kontore zu Brügge, London, Bergen und Nowgorod. Die Fenster waren z. T. mit den Wappen einzelner Mitglieder geschmückt. Die noch erhaltenen Inventare von 1581, 1643 und 1763 geben einen Begriff der sonstigen reichen Ausstattung. So hat das Haus bis ins 19. Jahrhundert bestanden, erst bei dem Umbau von 1838/39 gab man den Festsaal auf und in die Diele baute man einen Sitzungssaal und das sog. Frelshagenzimmer ein, das der Vettermann J. W. Brandt von dem Syndikus Dr. Buchholz erworben und der Kompagnie zum Geschenk gemacht hatte. Die schöne Täfelung Tönnies Evers wurde im Sitzungszimmer angebracht und dazu eine neue Kassettende eingezogen. Die Täfelung auf der heutigen Diele soll aus dem Hause der Krämerkompagnie stammen. So hat sich der Zustand des Hauses bis auf den heutigen Tag erhalten, auch nachdem es 1853 nach Auflösung der sommerzierenden Kollegien an die neu geschaffene Handelskammer überging. Die schönen Barockstühle von 1735 sind heute noch an Ort und Stelle in Benutzung, die Kontowappen — es sind nur drei erhalten, das von London ist verloren gegangen — und die Wappenstein befinden sich jetzt im Museum.

Ratsarchivar Dr. Tschern in Wismar weist nach, daß die bekannte Wasserleitung auf dem Marktplatz in Wismar — das Sammelbecken und die Verteilungstelle der Wasserleitung von Metzdorf nach Wismar — ein Werk des Lübecker Ratsbau-meisters Heinrich Dammert ist, und nicht, wie man bisher annahm, des Wismarer Baumeisters Philipp Brandin. Sie ist von 1600 bis 1602 erbaut worden. Ihre heutige Gestalt hat sie freilich durch die Umbauten von 1816 und 1861 erhalten, die sie von Grund aus veränderten. Ueber Heinrich Dammert war bisher nur bekannt, daß er 1600 das Leichenhaus von St. Petri erbaut hatte.

Dem Gedächtnis Heinrich Drägers ist eine Sonderausgabe der Dräger-Feste gewidmet, die wir zugeandt erhalten. Das technisch und inhaltlich freilich ausgestattete Heft bringt Aufsätze, die einen Einblick in das Leben und Wirken des am 29. Mai d. Js. gestorbenen Gründers des Dräger-Werkes geben und enthält auch eine Anzahl sehr guter Bilder.

Hygiene-Ausstellung „Mutter und Säugling“, Katharinenkirche, Lübeck. Am Sonntag, dem 26. August abends ist die Ausstellung in Lübeck geschlossen worden, nachdem am Abend vorher nach dem Vortrage des Herrn Dr. Schlotmann, Herrn Senator Dr. Wienau, der Veranlasserin der Ausstellung, der Volkshörerschaft Dresden, sowie den Herren Ärzten, besonders aber Herrn Dr. med. Pauli für seine Tätigkeit im Interesse dieser Veranstaltung, sowie den Schwestern und freiwilligen Helferinnen und nicht zuletzt der Presse im Namen des Jugendamtes Gelegenheit nahm, Dank und Anerkennung abzugeben. Er gab der Hoffnung Raum, daß Ausstellung und Vorträge noch lange nachwirken möchten, damit die Zukunft uns ein fröhliches, gesundes Geschlecht beschert. Der letzte Sonntag brachte den Besuch von 953 Personen, während der Gesamtbesuch bei der leider nur kurzen Dauer der Ausstellung sich auf 7923 Personen beläuft, d. h. durchschnittlich 342 pro Tag — gewiß ein erfreuliches Resultat. Die Ausstellung wandert nun nach Kiel.

Soberan. Unzuverlässige Hotels. Wie die hiesige Kreisbehörde für Volksernährung amtlich bekannt gibt, sind die Hotels und Pensionen „Strandverle“, „Westphals Hotel“ und „Christian Kreins“ zu Brunsbüppeln mit Wirkung vom 27. d. M. ab wegen Unzuverlässigkeit geschlossen. — Für reiche Leute waren diese Hotels sehr zuverlässig.

### Aus dem Gerichtssaal.

130 000 Mark Geldstrafe. Die Strafkammer Alshausen verurteilte den Malzfabrikanten Ries (Alshausen) wegen verbotenen Malzhandels zu einer Geldstrafe von 130 000 Mark.

### Aus Nah und Fern.

Warum das Leder so teuer ist. Warum es jetzt so wenig Leder gibt, wurde vor kurzem amtlich dargelegt. Warum das Leder aber so enorm teuer geworden ist, das erfährt man am besten aus den Kielegewinnen, welche die Lederfabriken erzielen. Eine einzige Fabrik in Straßburg, Adler & Oppenheimer, erzielte im Durchschnitt der letzten drei Kriegsjahre einen Reingewinn von 1 198 000 Mark, im ersten Kriegsjahre einen solchen von 9 400 000 Mark und im zweiten einen solchen von 14 550 000 Mark. Das ist eine Steigerung im ersten Kriegsjahre um 784 Prozent, im zweiten um 1215 Prozent. Sind solche Kielegewinne nicht ein Skandal?

Ein hamfrender Gendarm. Der Gendarm Weidhaas verstand es, sich in seinem früheren Tätigkeitsgebiet Mallerdorf in Bayern durch sein rücksichtsloses Vorgehen, namentlich gegen alleinstehende Bayersfrauen, sich bei der ländlichen Bevölkerung besonders unbeliebt zu machen, bis endlich seine Veretzung nach Plattling erfolgte. Trotzdem geisterte Weidhaas immer noch im Mallerdorfer Bezirk in Zivilkleidern herum, was natürlich den Bewohnern auffiel. Eines schönen Tages bemerkte, wie das „Landauer Wochenblatt“ berichtet, ein Einwohner von Hofstrafen auf einem Fuhrwerk einen großen, mit Heu maskierten Korb und hinterdrein den Gendarm Weidhaas. „Halt, da wird gehamflert.“ dachte der Einwohner, schwang sich auf sein Rad und folgte dem Fuhrwerk. In der Station Loberweinting wurde der Korb abgeladen. Bald war auch Weidhaas zur Stelle, um den Korb aufzugeben. Gegen den Verstand wurde von dem Hofstrafener Einwohner und von einem Loberweinting'ser Viktualienhändler Einspruch erhoben und die Öffnung des Korbes mit aller Geschäftlichkeit verlangt. Alle Ausflüchte halfen nichts. Der Korb wurde geöffnet und — siehe da! — er barg in einer Büchse einen Zentner schönsten Blütenhonigs, den Weidhaas von einer Bäuerin in Oberellenbach erworben hatte und der Sicherheit halber zwei Bahnstationen weiter mit dem Fuhrwerk schaffen ließ. Betrübte fehrte der seiner Hamflerbeute entledigte Gendarm an die Stätte seiner Wirklichkeit zurück und steht nun wieder am Plattlinger Bahnhof, um dort auf — Hamfler Jagd zu machen.

### Neueste Nachrichten.

Berlin, 28. August. (Amtlich.) Im Atlantischen Ozean haben unsere U-Boote neuerdings 18 000 Brutto-Registertonnen vernichtet.

Unter den versenkten Schiffen befanden sich ein bewaffneter englischer Dampfer vom Aussehen der „Kalomo“ (5019 Tonnen), der italienische bewaffnete, vollbeladene Dampfer „Eugenia“, ferner ein bewaffneter englischer Dampfer unbekanntes Namens, anscheinend mit Velladung.

Der Chef des Admiraltabes der Marine.

Sajel, 28. August. Wie der „Matin“ erfährt, hat Norwegen die amerikanischen Bedingungen angenommen und dem Ausfuhrverbot nach Deutschland zugestimmt. Dagegen betrachtet Schweden die amerikanischen Forderungen als mit der Neutralität unvereinbar.

Stockholm, 28. August. Meldungen aus Finnland bestätigen, daß die russische Regierung für den Fall des Zusammenstehens des finnischen Landtages härteste Maßnahmen getroffen hat. Der Befehlshaber der Ostsee-Flotte, Admiral Kasowjow, ist in Helsingfors eingetroffen, wo geheime Beratungen mit hohen Offizieren der Helsingforser Garnison und der Sveaborgs-Festung stattfanden. Zu Laufe der letzten Tage ist ein viertes Donisches Kosaken-Regiment aus Petersburg in Helsingfors angelangt. Ebenso sind 8 Eskadrons in Wilmannusitand eingetroffen. Dem Vornamen nach hat Kasowjow aus Petersburg einen unterjährigen Befehl mitgebracht, sofort nach dem Zusammenstehen des Landtages über ganz Finnland den Belagerungszustand zu proklamieren.

Verantwortlich für die Rubrik „Aus Nah und Fern“: Paul Schmidt, für den gesamten übrigen Inhalt: Johannes Stelling. Verleger: H. Schwarz, Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

### Ausgabe von Zusatzbrotarten für die arbeitende Bevölkerung.

1. Für die Zeit vom 2. bis 29. September 1917 werden Zusatzbrotarten für die arbeitende Bevölkerung nach den Bestimmungen des Polizeiamts vom 22. August d. Js. ausgegeben und zwar:
  - a) für Schweißarbeiter solche über 500 Gramm Brot wöchentlich,
  - b) für Minderlöhnerarbeiter solche über 400 Gramm Brot wöchentlich.
2. Die Zusatzbrotarten über 500 Gramm Brot werden unter Vorlegung der gelben Arbeitgeberbescheinigung ausgegeben an die Verbraucher, deren Familiennamen anfangt:
 

mit den Buchstaben A bis F am	von 9—1 Uhr vorm.
Dienstag, dem 4. Sept. 1917	
mit den Buchstaben G bis K am	von 4—8 Uhr nachm.
Mittwoch, dem 5. Sept. 1917	
mit den Buchstaben L bis R am	im Eingemeindungs- und Landgebiet in den üblichen Geschäftsstunden
Donnerstag, dem 6. Sept. 1917	
mit den Buchstaben S bis Z am	
Freitag, dem 7. Sept. 1917	

- und zwar:
- a) in der inneren Stadt: in den Geschäftsräumen des Polizeiamtes, Mengstraße 6, L.
  - b) in der Vorstadt St. Lorenz: Polizeiwache St. Lorenz, Hansfallstraße.
  - c) in der Vorstadt St. Gertrud: Polizeiwache St. Gertrud.
  - d) in der Vorstadt St. Jürgen: Polizeiwache St. Jürgen, Rakeburger Allee.
  - e) in Travemünde bei der Geschäftsstelle der Behörde für Travemünde.
  - f) im übrigen Eingemeindungsgebiet bei den Polizeistationen.
  - g) im Landgebiet durch die Gemeindevorstände.

3. Die Zusatzbrotarten über 400 Gramm Brot werden unter Vorlegung der grauen Arbeitgeberbescheinigung ausgegeben an die Verbraucher, deren Familiennamen anfangt

- |                               |                    |
|-------------------------------|--------------------|
| mit den Buchstaben A bis L am | von 9—1 Uhr vorm.  |
| Dienstag, dem 4. Sept. 1917   |                    |
| mit den Buchstaben M bis Z am | von 4—8 Uhr nachm. |
| Mittwoch, dem 5. Sept. 1917   |                    |
- im Eingemeindungs- und Landgebiet in den Geschäftsstunden
- a) für die Brotartenbezirke 1 und 2 (Jakobi- und Marien-Magdalenen-Quartier) in der Rangleiwache.
  - b) für die Brotartenbezirke 3 und 4 (Marien- und Johannis-Quartier) in der Domnabenschule, Domtrichhof 5.
  - c) für die Brotartenbezirke 5 und 6 (Vorstadt St. Jürgen) in der Gastwirtschaft „Zur Hoffnung“, Hüttenort-Allee 23 a.
  - d) für die Brotartenbezirke 7 und 8 (St. Lorenz-Süd) im Gasthof „Zum Neuerkrug“, Wollinger Allee 18.
  - e) für den Brotartenbezirk 9 (St. Lorenz III) in der Gastwirtschaft von Hoffmann, Fackelburger Allee 88.
  - f) für die Brotartenbezirke 10 und 11 (St. Lorenz-Nord IV und V) in der Schänkwirtschaft von Wiende, Waienhofstraße 28.
  - g) für die Vorstadt St. Gertrud im Bürgerverein, Königl. 25.
  - h) in Travemünde bei der Geschäftsstelle der Behörde für Travemünde.
  - i) im übrigen Eingemeindungsgebiet bei den Polizeistationen.
  - k) für das Landgebiet durch die Gemeindevorstände.

4. Die Zusatzbrotarten werden nur an den vorstehend unter 2 und 3 genannten Zeiten ausgegeben.

5. Die Fortdauer der Arbeit ist von demselben Arbeitgeber unter erneuertem Beidruck des Firmen- oder Dienstsampels nebst Namensunterschrift zu bescheinigen. Bei einem Wechsel des Arbeitgebers verliert die Bescheinigung ihre Gültigkeit.

6. Die Abholung der Karten darf nicht durch Kinder unter 10 Jahren geschehen.

7. Bei Stellung des Antrages auf Bewilligung einer Zusatzbrotkarte ist das Lebensmittelbuch vorzulegen.

Lübeck, den 28. August 1917.

Das Polizeiamt. (2897)

Komitee- und Kommissionssitzungen

Jugendausflug.  
Freitag, den 31. d. Mts.,  
abends 8 1/2 Uhr:  
Sitzung im Jugendheim.  
Allen denen, die unsern lieben Sohn und Bruder Otto das letzte Geleit gaben und den Sorg so reich mit Kränzen schmückten, unsern herzlichsten Dank.  
Heinrich Meyer u. Frau  
geh. Kob.

Glasarbeiten  
aller Art off.  
C. Facknis, Glashandl.,  
Henschelstr. 35, Fernr. 285

LEDERSONLE  
Hansa D. R. P.  
C. Grimm Neht.  
Schwarzenstr. 5.  
(Nur Werktag von 6—1  
und 4—7 Uhr.)



**Buchdruckerei**  
**Friedr. Meyer & Co.**  
Johannisstraße 46

Anfertigung von illustrierten Katalogen  
Preislisten, Zirkularen, Formularen für  
Behörden und Private, Reklamedruck-  
sachen, Familienanzeigen, Festschriften  
Visitenkarten, Geschäftsbüchern usw.

Verlag des „Lübecker Volksboten“.

Bank-Konten:  
Lübecker Privatbank.  
Vorschuss- und  
Spar-Vereins-Bank  
in Lübeck.

hält vorrätig

Ein Fahrrad mit Freilauf  
ohne Gummi zu verkaufen.  
2401) Wakenismauer 182 11.

Goethes Werke  
3 Bände 5.— Mk.

Schillers Werke  
4 Bände 6.50 Mk.

Schiller (Prachtband)  
4 Bände 8.50 Mk.  
Buchh. Friedr. Meyer & Co.  
Johannisstraße 46

Heimes Werke  
3 Bände 5.— Mk.  
Buchhandl. Fr. Meyer & Co.

Stadthallen-  
Sommertheater  
Mittwoch, den 29. Aug. 1917:  
Gastspiel von Arno Hod:  
**Heimat.**  
Donnerstag, 30. Aug. 1917:  
**Filmzauber.**  
Freitag, den 31. August 1917:  
Gastspiel von Arno Hod:  
**Flachmann als Erzieher**  
Anfang der Vorstellungen  
8 Uhr.

Lustige Blätter  
Durch wundervolle Bilder und packenden Text  
das humoristische Leibblatt  
aller Feldgrünen und Dabeingeblichen!  
feldpost- und Probe-Abonnements  
monatlich nur Mark 1.40  
bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.  
Verlag der Lustigen Blätter in Berlin SW. 68.

Heute Mittwoch 8 1/2 Uhr mit dem Markttag: **Tannenbergs-Gründerfest.**



## Zur Wiedereinführung der Todesstrafe in Rußland.

Die Todesstrafe, die administrative Verhinderung und die Heeresstrafen für Angriffe auf die russische oder die verbündeten Regierungen sind wieder eingeführt. Von den freibewilligten Errungenschaften der russischen Revolution ist im Augenblick nicht mehr allzuviel übrig, und die soziale Entwicklung der Zukunft liegt noch ganz im Dunkeln.

Aber diese rückläufige Bewegung vollzieht sich nicht ohne Ausbrüche heftigen Widerwillens der breiten Masse, die, einstweilen noch vereinzelt, doch in absehbarer Zeit sehr wohl einen Umschwung herbeiführen könnten.

Eine typische Szene dieser Art ereignete sich in der Moskauer Stadtverordneten-Sitzung vom 3. August.

Auf der Tagesordnung stand u. a. die Aufforderung der Bolschewiki, die Versammlung sollte zu der Wiedereinführung der Todesstrafe Stellung nehmen. Ein Sozialist-Revolutionär beantragte angesichts der vorgerückten Stunde die Vertagung dieser Frage bis zur nächsten Sitzung, was J. J. Skwerzow, der Führer der Moskauer Bolschewiki, als ein Verschleppungsmanöver bezeichnete unter Hinweis darauf, daß auch die erste Sitzung bis 3 Uhr nachts gedauert hätte. Die Frage duldete keine Verzögerung, da die Todesstrafe vielleicht schon ihre Opfer forderte. Man dürfte nicht, nach dem Beispiel des Pilatus, die Hände in Unschuld waschen. Die Rede Skwerzows fand bei den Zuhörern demagogischen Beifall. Der Sozialist-Revolutionär Großmann suchte darzulegen, daß die früheren Feldgerichte ja beseitigt wären, es gäbe jetzt nur noch revolutionäre Feldgerichte. Mit dem entrüsteten Ruf „Eine Schmach!“ verließen die Bolschewiki unter lebhafter Zustimmung des Publikums den Saal. Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich der Anwesenden. Der Vorsitzende Minor, ein alter Sozialisten-Revolutionär, suchte vergeblich die Ruhe wiederherzustellen. In einem minutenlangen furchtbaren Lärm, der nur von hysterischem Weinen und Schreien anwesender Frauen überhört wurde, gingen seine Worte ungehört verloren. Als schließlich eine Beruhigung der Gemüter eintrat, ergriff der Bürgermeister W. W. Rudnew das Wort, um zu erklären, die aus freier Wahl hervorgegangene Stadtverordnetenversammlung (Stadtduma) dürste unter keinen Umständen vergewaltigt werden.

Sie können, wenn Sie mit uns unzufrieden sind, uns kritisieren, können darüber morgen in den Zeitungen schreiben, in Volksversammlungen reden, Sie können uns zur gerichtlichen Verantwortung ziehen, wenn wir etwas Verbrechens begangen haben, aber wenn Sie Achtung vor dem Willen des Volkes haben, müssen Sie uns die Möglichkeit geben, frei zu arbeiten.

Mittlerweile war wieder vollkommene Ruhe eingetreten und die Bolschewiki hatten wieder ihre Plätze eingenommen. L. S. Orlov erklärte namens der Menschewiki, seine Fraktion hätte zunächst den Antrag der Bolschewiki unterstützen wollen, aber angesichts der sieben erlebten Vorgänge davon abgesehen. Sollten sich solche Szenen wiederholen, so würden die Menschewiki beantragen, die Stadtverordneten-Versammlungen in Zukunft bei geschlossenen Türen abzuhalten. Mit Stimmenmehrheit wurde endlich beschlossen, diese Frage als ersten Punkt der Tagesordnung für die nächste Sitzung anzusetzen. Die Versammlung wurde hierauf für geschlossen erklärt, worauf es erneut zu äußerst erregten Szenen und Handgemenge kam. Das Publikum, das größtenteils aus Anhängern der Bolschewiki bestand, warf den Sozialisten-Revolutionären vor, die Revolution verraten und sie den Interessen der Bourgeoisie ausgeliefert zu haben.

## Sechs Todesurteile und 91 Jahre schweren Kerkers.

Die Wiener Arbeiterzeitung hat seit Wochen Aufsehen erregende österreichische Kriegserichtsurteile veröffentlicht, um die Notwendigkeit der Allge-

meinen Amnestie zu erweisen, die vom neuen Herrscher der Donaumonarchie erlassen wurde. In ihrer Donnerstags-Nummer brachte sie den folgenden besonders trassen Fall:

„Die 21 Jahre alte Kontoristin Aurelie Koltik schickte im September 1914 ihrem Onkel Wladimir einen Brief und legte diesem Brief eine Abschrift von Proklamationen des Zaren und des Generals Rennenkamps bei, die von einem russischen Aeroplan auf die österreichischen Truppen herab, geworfen werden waren, und die sie bei dem Besuch eines verwundeten Soldaten hatte im Lazarett liegen sehen. Das Mädchen wurde wegen dieser Abschrift zum Tode verurteilt. Der Onkel schrieb die Proklamation in sein Notizbuch und las sie eines Tages im Ausschusssrat der Brüner Bodenkreditanstalt dem Beamten Gladit vor und ließ diesen eine Abschrift machen. Wegen Gestattung dieser Abschrift wurde der Onkel Koltik ebenfalls zum Tode verurteilt. Der Beamte machte drei Abschriften und gab sie an Bekannte weiter. Er wurde dafür zum Tode verurteilt, zwei seiner Bekannten, die die Proklamation nur gelesen und die Abschrift sofort verbrannt hatten, erhielten fünf und drei Jahre schweren Kerker. Der dritte, Parat, leihete die Abschrift seinem Bureaukollegen Bregansky, der sich gleich zwei Abschriften machte; wegen dieses Leihens ist er zum Tode verurteilt worden! Der Versicherungsbeamte Bruch ließ dabei die Proklamation, er wird zu drei Jahren schweren Kerkers verurteilt. Bregansky gibt eine Abschrift der Beamtin Wlota, die andere seinem Freunde, dem Zuckerbäcker Toman; er wird zum Tode verurteilt! Toman ließ sie durch, und aus Besorgnis vor Schaden vernichtete er sie; er wird zu drei Jahren schweren Kerkers verurteilt. Die Wlota ließ zu Hause in Gegenwart ihrer Quartiergeberin Tichy unter Worten des Abscheus die erste Proklamation durch; nach Erlesen ihres Inhalts fordert die Tichy die Wlota, erregt über die darin enthaltene Beleidigung der Tscheden, auf diese Abschrift zu verbrennen, was diese auch nach einiger Zeit an einer Kerze tat. Da bei der Wlota „eine reine Entrüstungsverbreitung vorliegt“ wurde sie, obwohl sie die Proklamation gelesen hatte, nicht verurteilt. Aber durch die minderjährige Tochter der Tichy gelangte die Abschrift an der bei ihr wohnhaften Staatsgewerbeschüler Dgacek. Was ist das Verbrechen des 17jährigen Studenten? Er „machte sich eine Abschrift und legte sie auf den Tisch“; er wurde zu achtzehn Monaten schweren Kerkers verurteilt. Mit ihm wohnt der Handelsakademiker Stochleba, der 18 Jahre alt ist. Dieser 18jährige Student Stochleba „kommt nach Hause und will Rechenaufgaben machen. Dabei sucht er Papier und findet die auf dem Tische liegende Proklamation“. Er macht sich eine Abschrift und nimmt sie in die Schule mit und liest sie dort den Schülern vor. Er wurde, da er, weil er noch nicht 20 Jahre alt ist, auch von dem Gericht des Dr. König nicht zum Tode verurteilt werden konnte, zu 12 Jahren schweren Kerkers verurteilt!

Wir sind nun in der Schule und dort setzt sich das „hochverräterische Unternehmen“ fort. Es wurden nämlich alle Schüler, die der Vorlesung der Proklamation zugehört hatten, angefaßt und verurteilt. Verurteilt wurden zu 18 Monaten schweren Kerkers: Waslat (17 Jahre alt), Harvanet (17), Cech (16), Novak (17), Wdamec (15), Baigar (17), Rahunet (15), Huf (17), Rohak (17). Verurteilt wurden zu einem Jahre schweren Kerkers: Nemec (19 Jahre alt), Hruby (16), Sevcik (17), Demel (17), Kepri (18), Pelisiet (16), Botur (18), Zaiti (17), Jabornik (16), Kopriva (17), Pittaner (16). Alle 15-18jährigen Knaben wurden, weil sie die Proklamation angehört hatten und keine Anzeige erstattet, in den Kerker geschickt; die eine Vorlesung hat 21/2 Jahre schweren Kerkers ergeben!

Aber damit ist die Sache noch immer nicht zu Ende! Einer der Handelschüler, der 16jährige Joseph Hudec, hat die Proklamation, als sie der Stochleba verlas, mit Stenographie und berast eine „Abschrift“ erlangt. Er zeigte sie einem Freunde, dem Schüler der zweiten Gewerbeschule Beran, und vernichtete sodann das Stenogramm. Diesen 16jährigen Knaben hat man nun, weil er das Stenogramm seinem Freunde zeigte, zu 10 Jahren schweren Kerkers verurteilt! Dieser Freund Wenzel Beran ist gleichfalls erst

16 Jahre alt; er zeigte die Abschrift einem Schulkollegen, der sie las und zwei anderen zeigte. Der erste erhielt 10 Jahre schweren Kerkers, die beiden anderen je ein Jahr. Der Quartiergeber des ersten Schülers, ein Schneidergehilfe, schrieb den Text ab und zeigte ihn in der Werkstatt, er wurde zum Tode verurteilt, ein Schneidergehilfe erhielt drei Jahre schweren Kerkers, ein weiterer, der für einen Lehrling gezeigt wurde zum Tode verurteilt. Der Zuschneider Divisch steckte das Zeichen Papier ein, ohne zu wissen, daß die Proklamation darauf stand. Bei ihm scheint die Sache aufkommen zu sein; hier setzte dann die Tätigkeit der Polizei ein, die dann den Weg der Proklamation nach rückwärts verfolgte“. So ist aus der Abschrift, die die Aurelie Koltik ihrem Onkel schickte, die Verurteilung von 39 Menschen entstanden. So hat man 6 Todesurteile und 91 Jahre schweren Kerkers zusammengebracht!

Raum glaublich!

## Aus Nah und Fern.

**Pilzvergiftungen.** Aus Berlin wird gemeldet: Die im Norden wohnhafte Frau des Dekorationsmalers Kulozel hatte mit ihrer Tochter und ihrem neun Jahre alten Sohn selbstgebackene Pilze gegessen. Nach dem Genuße wurde ihnen schlecht und es stellten sich Erbrechen ein. Nachbarn ließen sie in ein Krankenhaus bringen, wo alle drei an der Pilzvergiftung starben.

**Der hereingefallene Goldhändler.** Verhängnisvoll wurde in Berlin zwei Schiebern ein heftiger Streit, in den sie auf offener Straße miteinander gerieten. Ein Kriminalbeamter der Streifenmannschaft hörte sich unerkannt die Auseinandersetzungen an und schritt ein, als sie in eine Schlägerei ausartete. Der Beamte hatte so viel herausgehört, daß der eine von dem anderen 900 Mk. zurückerlangte. Auf der Wache kam dann heraus, woher diese Forderung stammte. Die beiden Kampfahne waren der Polizei schon bekannte Schieber, die auf der Pfandkammer und in Schwankwirtschaften handeln und alles laufen, was ihnen angeboten wird, auch wenn es gestohlen ist. Einer von ihnen war nun auf einen Mann gestoßen, der sich für einen aus der Provinz gekommenen Arbeiter ausgab. Dieser Mann erzählte ihm, daß er 1500 Mark Ersparnisse in Gold bei sich habe und mit einem kleinen Aufschlag verkaufen möchte. Der Schieber dachte, das Gold mit einem größeren Aufschlag weiterverkaufen zu können und ging auf das Geschäft ein. Weil er allein gerade nicht Geld genug besaß, so ließ sein Freund 900 Mark zu dem Handel zu. Das Geld befand sich in Rollen mit dem Zeichen der Reichsbank. Die Käufer sahen aber trotzdem noch nach und tauchten erst, als sie an jedem Ende wirklich ein Zwanzigmarkstück fanden. Auch das Geld prüften sie noch. Als auch dieses stimmte, schlossen sie das Geschäft und zahlten den verlangten Preis. Bald fanden sie auch einen Abnehmer, der bereit war, ihnen den verlangten Aufschlag zu zahlen. Als dieser aber die Rollen ganz öffnete, zeigte sich, daß sie nur an jedem Ende ein Goldstück und in der Mitte eine Eisenklammer enthielt, die auf das Gewicht genau abgestimmt war. Der harmlose Mann aus der Provinz war ein gerissener „Mepper“ gewesen. Nach der unliebsamen Entdeckung gerieten sich die Schieber wegen der vorgeschickenen 900 Mark in die Haare und verrieten so ihr lauderes Geschäft.

**Wenn das aus grünen Hölse geschieht.** Aus Uedermünde wird berichtet: Die Gemeinde Uhlbeck entriete sich vor einigen Tagen über die hantierenden Badegäste, die für Fischräucherwaren allzu hartes Interesse zeigten. Es ist gewiß richtig, das Hamstern auf Kosten der Allgemeinheit zu verbieten. Ein Recht zur Entziehung hat nur derjenige, der nicht selber im Glashause wohnt, aber gewiß nicht die Gemeindeverwaltung von Uhlbeck, die im „Berl. Tagbl.“ garantiert reinen Bienenhonig je zwei Zentner zu 710 Mk. anbietet, obwohl der Höchstpreis 275-350 Mk. beträgt. Der Kriegsausgleich für Konsumenteninteressen hat den erwerbslosen Gemeindevorstand, der nicht einmal Handwerkerlaubnis haben dürfte, natürlich dem Kriegswuchteramt empfohlen; aber auch die staatlichen Behörden sollten sich etwas nachdrücklicher mit der kommunalen Verordnungslosigkeit befassen.

**Mordtat eines russischen Kriegsgefangenen.** In Maditz bei Blathe in Pommern ermordete ein kriegsgefangener Russe die Tochter des Besitzers Böttcher durch sieben Schüsse und versuchte dann Selbstmord zu verüben, der aber mißglückte.

**Regenwetter in Bayern.** In Pleinfeld trieb ein Personenzug mit der ausfahrenden Maschine des Augsburger Personenzuges zusammen, wobei neun Personen teilweise schwer verwundet wurden. Der Materialschaden ist nicht bedeutend.

## Treue siegt.

Eine Geschichte von der See.  
Von Edmund Hoefler.

11. Fortsetzung.

Der Bäcker Häslar und seine Frau waren daher auf dem Vebentkamp in der sicheren Erwartung, daß sie heute Gäste aus der Stadt erhalten würden, und zwar um so gewisser als der Wald noch im frischesten Grün und Duft stand, und die vergangenen Wochen in jedermann die Sehnsucht erweckt hatten, endlich einmal des Frühlings froh zu werden. Die Frau betrieb rüstig ihre Vorbereitungen, sie säuberte die Teller und Tassen und bestreute auf das sorgsamste, von denen es in ihrem Hause, wegen der Anziehungskraft des Plages, bei weitem mehr gab, als in anderen ähnlich bescheidenen Wirtschaften. Die Kinder trugen ihr Holz in die Küche, das der Mann hinter dem Hause spakete — von Knecht und Magd ist selbstverständlich in solchem Hausstande keine Rede —, und als man hier so ziemlich in Ordnung war, ging Häslar in den Wald, um sich nach dem Plage umzusehen, wo die Gesellschaft sich meistens niederzulassen bestanden: fast ein regelmäßiges Rund, von prachtvollen alten Bäumen umstanden, deren Zweige sich droben zusammenwölften, während ihre Wurzeln drunten Erde und Steine bildeten, auf und zwischen denen man sich's bequem machen konnte. Nach der einen Seite hin blähte man in den tiefen, stillen, dämmrigen Forst hinein, auf der anderen lag, nur teilweise von einigen Gebüschgruppen maskiert, eine der üppigsten Wiesen, mit Farnkräutern am Rande, mit zierlichen schlanken Gräsern und zahllosen Wald- und Wiesenblumen, wie man sie nur zu einem Strauße wünschen kann, und an ihren trockensten Stellen ein prächtiger Spielplatz für die fröhliche Jugend. Und zu allem anderen war der Platz dem Hause so nahe und doch auch wieder von demselben so fern, daß man nirgendso geniert und die Bedienung, deren man bedurfte, eine leichte und prompte war.

Dahin ging Häslar, um zu säubern und anzuräumen. Die heute vermuteten Gäste waren die ersten des Jahres und es lag noch vom vergangenen Herbst und Winter allerhand umher, an dessen Fortschaffung die drängende Arbeit bisher nicht hatte denken lassen. Er trug die abgebrochenen Zweige und Papierstücke und dergleichen auf der alten Feuerstelle zusammen, wo man nachmittags selber den Kaffee zu kochen pflegte. Er lehrte das dürre Laub zusammen und war eifrig. Denn wenn eine Gesellschaft kam, so geschah das bald.

Jetzt ließ er die Harke ruhen und hob den Kopf und lauschte — war da nicht, aus dem tiefen Walde herüber, links fort hinter dem Hause, ein langes, fröhliches Lachen erklingen? — Aber es war nichts. — Er schüttelte den Kopf und begann sein Geschäft

von neuem, und ließ mit einemmale wieder die Arme ruhen und schaute scharf um sich her und horchte noch angestruenger — diesmal hatte er etwas gehört, einen Laut, einen Ruf, ein Wort, er wußte selber nicht recht, was. Und er hatte sich nicht geirrt. Da kam er nochmals, vom Wiesenrand und hinter einem von den dichtesten Büschen hervor, und diesmal verstand er's. Es rief dort jemand gedämpft seinen Namen: „Jakob! — Jakob Häslar!“

Der Mann nahm die Harke vom Boden und schritt auf den Lärm zu, nicht gerade eilig. Denn damit halten diese Menschen es weniger, als mit der Festheit und Nüchternheit; wo sie hintreten, gibt's eine Spur, und wo sie anfaßen, ist's ein Druck, den man fühlt. Von irgend etwas wie Neugier zeigte sich auch nichts in seinem Gesicht, eher eine gewisse verdrießliche Ungebild; zu Spaß und sonstigen Matrien war der Mann nicht aufgelegt. So kam er heran und trat um den Busch — „na, was ist das für eine Narretei?“ sprach er dabei — und stand und starrte verblüfft den großen hagern Mann an, den er vor sich sah.

„Jakob Häslar, kennst Du mich nicht mehr?“  
„Du mein Gott und Herr,“ rief der Mann, „das ist ja Detlef — der Herr Detlef Hart!“

„Still, mache keinen solchen Lärm!“ Schämst du dich nicht, den alten Spielkameraden Herr zu heißen, oder gar Sie? Hast Du's nicht, Jakob?“

„Nein, noch nicht, aber vielleicht zu Mittag! Aber um Gotteswillen, wo kommen Sie — na, nichts für ungut! Wenn's einmal so sein soll — wo kommst du her und wie heißt du aus? Gar nicht wie ein Herr und Studierter!“ Er hatte die Hand des Antömmelings in die seine genommen und musterte ihn, wie mit einem bestürzten und zugleich mitteilidigen Ausdruck. Denn nach gutem Leuten sah der da vor ihm freilich nicht aus, geschweige denn nach einem vornehmen. Im Gegenteil, es sprach eine harte, vielleicht wild: Zeit aus diesen scharfen, von Wind und Wetter gebeizten Zügen. In dem ungepflegten und struppigen, dichten und dunklen Bart fanden sich ebenjogut schon graue und sogar weiße Fäden, wie in dem wirren Haupthaar, das unter der jormlosen Mütze mit dem zerknitterten Schirm hervordrang. Die Nase zeigte sich abgetragen und die Nase, so viel davon auf der Brust und am Hals unter dem blauwollenen Oberhemde: sichtbar wurde, was augenscheinlich lange im Gebrauch.

Durch das Gesicht zog auf des Mannes teilnehmenden Auszug ein helles, bitteres Lächeln. „Lasse das alles gut sein,“ jagte er, „Reiche Tage habe ich nicht gehabt, allein duren Bedarf ist auch nicht. Ich kam vor acht Tagen zurück — es ging eben nicht anders — und da haben sie mich alsbald festgehalten. Wie sie mich eigentlich entlassen, weiß ich nicht. Aber es tut nichts. Ich sah im Loch, bis heut Nacht, ohne daß ich einmal recht verhört worden wäre oder erfahren hätte, was sie mit mir wollten —“

„Die alte Schmachige Geschichte!“ Und gebührend und ge-

freilich oder traktiert haben sie mich nicht. Genug, heut Nacht bin ich davon —

„Ausgehoben?“  
„Ausgehoben, ja, wie dazumal. Nur nicht so glücklich. Denn ich konnte nicht nach Horn hinüber —

Der Mann schenkte sich hinter dem Ohr. „Das ist eine blödsinnige Geschichte, Detlef! Sie sind natürlich schon hinter dir her und bringen alles in Wärm —

„Das taten sie schon. Ich traf bei der Weidenbrücke mit Caspar Peers zusammen, der zu seinem Alton wollte. Er hatte vorher mit dem Gendarm geredet und von dem Ausbruch erfahren — meinen Namen hatte man ihm nicht genannt! — und daß man freilich wolke —

„Sag ich's nicht?“

„Ja, aber heut wird nichts draus. Koltik brennt.“

Der Mann fuhr zusammen. „Herr Gott, Koltik brennt? Da muß ich fort!“

Detlef zuckte die Achseln. „Spar' deine Beine, du kommst zu spät. Es muß in der Mitte aufgegangen sein und, wie der Wind weht, rasch an den Rand kommen. Da ist nichts mehr zu machen. Caspar ist mit dem Gendarmen hinüber, und ich komme zu dir. Denn ich kenne dich, Jakob,“ fügte er hinzu, „du lässest den alten Kameraden nicht im Stich. Ich will nichts von dir als ein Stück Brot und einen sichern Platz bis morgen, spätestens übermorgen Abend, daß sie erst unsicher werden. Dann komme ich schon weiter.“

Jakob Häslar stand auf die Harke gelehnt, und in den hellen blauen Augen und den festen Zügen des nicht unschönen Gesichtsprägte sich ein tiefes Nachdenken aus. „Das ist denn schon recht und gut,“ sprach er endlich. „Verraten tu ich dich nicht, Detlef, und im Stich laß ich dich auch nicht. Was kann mir denn viel passieren? Mir hat niemand von dir und deinen Historien was gesagt, und was du treibst, geht mich nichts an. Und gesehen wird dich auf dem Wege hierher doch wohl niemand haben, meine ich —

„Nur Caspar Peers. Dem sagt ich, daß ich hierher wollte.“

„Das ist einerlei. Caspar ist ein guter Kerl, der verrät dich nicht.“

„Und doch ist's mir fatal,“ sagte Detlef finster sinnend. „Denn da er nun nach Koltik ist und dort sicherlich mit den — Menschen zusammentritt, so wird er wohl reden und dann —“ Er schüttelte den Kopf in einer Weise, die man nur verachtungsvoll heißen konnte.

„Detlef — Mensch!“ — Weiter kam Jakob nicht, denn in diesem Augenblick rief vom Hause herüber eine helle Knabenstimme: „Vater, Vater, wo bist du? Sie sind gleich da!“ — Und zugleich drang wirklich aus der Ferne ein lustiges Lachen und Lachen vieler Stimmen herüber. (Fortsetzung folgt.)



Ein Liebesdienst.

Sandrichter Ewens schaute aufmerksam auf die Angeklagte, die ein Gerichtsdiener auf ihren Platz geleitete. Die Geschworenen sahen sich; die Unruhe im Saal wich langsam gespannter Neugier.

Ewens suchte aufmerksam einen bekannten Zug im Gesicht der jungen Frau. Er fand ihn bald. Sie stand in einem Sonnenkleid, er konnte jedes Spiel der Haut erkennen. Es war wirklich die kleine Nelly Eiling, die nun als Frau Walls vor ihrem Richter stand; ein Zweifel war nicht mehr möglich.

Ablehnen — dachte Ewens im ersten Augenblick. Unsinn — sagte er sich dann. Was vor zwölf Jahren, beinahe in der Kindheit gewesen war, ging keinem an. War auch nur erbärmlich einseitig gewesen — eine Tanzstundenbekanntschaft, die er von fern verehrt hatte, er, der Ungelächte, Zurückhaltende. Was wußte Nelly Eiling noch von einem Primaner, der, ein paar Jahre auf die Schule ihrer Heimatstadt ging, sie von fern erdönd gegrüßt und drei oder viermal mit ihr eine Polka gesprungen hatte.

Ewens hatte seinen Gleichmut wiedergefunden. Fast neugierig sah er auf die Angeklagte. Wirklich, sie hatte gehalten, was sie damals als Sechzehnjährige versprochen. Die Zeitungen hatten schon davon geschrieben, von der anmutigen Mörderin — ja Mörderin hatten sie geschrieben, obgleich der Tatbestand durchaus nicht völlig geklärt war. Man mußte wohl Totschlag oder einen Zustand völliger Verwirrung annehmen, auch entgegen der ausdrücklichen Erklärung der Angeklagten, die wiederholt niedergelegt hatte, sie hätte mit Vorbedacht und ohne Erregung gehandelt.

Ewens konnte sich eines leichten Grauens nicht erwehren. Wieder einmal schien ihm die vieljährige Haft das grauamste Martyrium des geistigen Menschen, am bittersten aber für die Jugend der Frau. Zehn, fünfzehn Jahre würden wohl fallen. Vielleicht würden im vorliegenden Fall mildernde Umstände gefunden, etwas abgesehen. Was die Frau Ruhe und Vorbedacht nannte, war vielleicht gerade eine Sinnlosigkeit, die ihr jede Beherrschung genommen hatte. Die ganzen Umstände sprachen ja zu ihren Gunsten, wenn auch nicht zu ihrer Rechtfertigung.

Sie wußte, daß ihr Mann sie, Nelly Eiling, in ihrem eigenen Hause betrog, wenige Wochen nach ihrer Eheschließung, daß der, der sie selbst wahrheitslieblich mit allen Mitteln seiner Lebensroutine überwältigt hatte, sie nach kürzester Frist kaum anders als eine seiner Kolonien würdigte. Da war der Entschluß gekommen, der zugleich der Abschluß von Nelly Eilings Jugend war. In Verweigerung und Enttäuschung hatte sie zum Revolver gegriffen und ihn erschossen.

Den Täter erschossen. Sonderbar — dachte Ewens plötzlich, daß sie nicht mehr den Mut gehabt hat, die Waffe noch gegen sich selbst zu richten. Sie mußte doch, was ihr bevorstand.

Das Verhör hatte begonnen. Nelly Eiling stand aufrecht am Hörsitz und erzählte mit klaren Worten. So unumwunden wie damals, als sie das erste Mal nach der Tat verhört wurde. Kollege Mary hatte davon erzählt.

Der Sonnenschein spielt im Saal, die Staubdröhren drehen sich langsam wie ewige Gewinde vor den Fenstern zu Boden. Ewens spielte mit dem Bleistift, er gab sich den Anschein überlegener Ruhe. Und doch fühlte er sich verortet durch die Worte der Angeklagten. Selbst — dachte er, hättest du sie durch einen Zufall später einmal wieder gesehen, wer weiß, ob nicht eher beider Leben eine andere Richtung genommen hätte. Er lächelte fast, mußte wieder an seine beinahe nützliche Schülerleidenschaft denken und fühlte sich doch etwas in ihr befangen. Die Erinnerung an die erste, noch fast knabenhafte Neigung weckte eine zwiespältige ritterliche Demut.

Er erkannte Nellys schnelle, rasche Bewegungen wieder, die er damals auf einem Schülerausflug im Sommer bewundert und geliebt hatte. Und er mußte sich plötzlich vorstellen, daß er nach dieser Verhandlung, die über das Leben der Frau entschied, selbst frei eingehen würde, am Abend vielleicht zum Stat, morgen ins Theater. Und daß diese stärkste Verleugung weiblichen Lebens, die er je gesehen hatte, in ihre Zelle zurückzuführen würde, ohne Freiheit, ohne Bewegung, die ihr Unreifes war. Auf zehn, zwölf Jahre — immer auf eine Spanne Zeit, die sie töten würde. Der Gedanke schlug ihn körperlich, fühlte man ihm die Empfindung des gebundenen Willens so abgründig erlöschen.

Die Sonne fiel über die Tische und Affenbänkel, über die grauen Köpfe der Geschworenen und über Nelly Eiling. Und einen Augenblick sah er, wie sie mitten im Wort aufleuchtete und in die Sonne schaute. Ein Mitleid mit ihrer Bewegung durchzuckte Ewens. Er suchte sich dagegen zu wehren, aber er hatte das Gefühl, daß er sie als einziger unter all den fremden Augen verstanden hatte.

Sein Blick blieb erregt auf ihrem Antlitz haften, in dem sich jetzt während sie lebhaft sprach, all ihre Lebhaftigkeit ausstrahlte. Er sah ihre schlanken Arme, die ihre Worte begleiteten, und die Unbegreiflichkeit paßte ihm, daß dies Weib sein Leben, seine Schönheit in der Gegenwart sollte begraben müssen.

Ewens Mienen wurden strenger, er zürnte seiner kindlichen Empfindsamkeit, wollte nur Richter bleiben. Du bist zu jung — dachte er, Jugend müßte ein Absehungsgrund sein dürfen. Er kämpfte ja sonst gegen alle gefühlsmäßige Lust in Frauenprozessen und mußte sich vorsetzen, daß er selbst heute dem nachgegeben hätte. Und doch blieb eine tiefe Bitterkeit gegen das Unwiederbare, daß diese Frau, an deren Schönheit zehn Jahre lang die Welt Freude gehabt hatte, die die Freude kaum gegeben hatte, zu der sie berufen war, man in der Hölle sterben mußte. Eine unakzeptable Verleugung gegen die Schöpfung dünkte es ihm, eine Unnatur. Würde man sie nicht zerschneiden, wenn sie nicht sein durfte; aber sie verdorren zu lassen, hätte ihm wie ein Vergehen gegen Gott.

Der alte höfliche Senatspräsident, der die Verhandlung führte, hatte die Angeklagte aus der Kammer heraus drücker vor den Tisch treten lassen. Er horchte mit offenem Munde, die Hand an der Ohrmuschel.

„Ich verstand ja nicht, damit umzugehen“, sagte sie, „sonst wäre alles anders gekommen. Ich habe euch fünf Patronen in den Revolver geladen, die viel zu klein waren. Nur weil ich keine mehr davon hatte, habe ich noch eine aus der anderen Schachtel mit dem richtigen Kaliber genommen. Die war gut und lag zu mir, so daß der erste Schuß gegangen ist; nachher hat der Revolver verstopft.“ „Sie wollten also noch einmal schießen?“ „Ja, natürlich! Aber Sie hätten doch merken, daß schon der erste Schuß tödlich war. Wozu haben Sie den Revolver denn nachher gerichtet?“ „Gegen mich.“

Eine Bewegung war durch den Hörsitzraum gegangen. Ewens nickte, sah etwas befreit. Genau so hatte er es sich gewünscht. Freilich würde Nelly Eiling keine zehn Jahre der Einzelhaft ertragen. Es wäre ja alles gut gewesen, wenn sie gleich hingerichtet worden wäre. Aber bevor sie wußte, warum der Schuß verfehlt und sie nicht leben konnte, kamen die Leute aus dem Saal.

Ewens lehnte sich zurück. Also doch — sie hatte die Lebenskraft verstanden wollen, diese grauenvolle Verurteilung bei lebendigem Leibe die ihm nur so entsetzlicher erschien, je deutlicher seine Erinnerung wurde, je näher Nelly Eiling vor ihm lag.

Kollege Jell, der neben ihm saß, hatte den Revolver in die Hand genommen und prüfte die Kaliber. Er war ein großer Jäger und Waffensammler; es war wohl, aus dem anderen die Beschreibung der Angeklagten nachzugehen. Er legte ihn vor sich hin, prüfte rasch mit feinem Habitus, griff wieder zur Waffe und schloß sie.

Ewens folgte ihm mit dem Augen. Er war in einer Erregung, über die er sich keine Rechenschaft geben konnte. Der Gedanke an die langsame Zerstörung der Schönheit der Frau vor ihm peinigte ihn wie eine große Sünde.

Wenn jetzt Jell den Revolver wieder vollfüllen würde, dachte er plötzlich, so wäre Nelly Eiling dem Ziele nahe, das sie damals nicht mehr erreichte. Selbst, Jell sah den gleichen Gedanken zu haben. Oder nein, der Vorstehende hatte ihn aufgefordert, vorzüglich die Lage der Patronen wieder herzustellen, so wie sie bei dem Verbrechen gelegen haben sollten. Man hatte Zweifel über die Ladefähigkeit. Jetzt füllte Jell die fünf unbrauchbaren Patronen ein, auch die Angeklagte sah zu und bestätigte die Lage durch eigenhändiges Kopfnicken. Und jetzt schob Jell die sechste Patrone darüber, schloß die Kammer und schob die Waffe vorsichtig auf den Tisch zu Ewens hinüber.

„Wie unvorsichtig!“ hatte der Jagen wollen, aber der Gedanke, was Nelly Eiling wohl jetzt mit dem Revolver tun würde, war rascher. Er mußte wie prüfend den Abstand, der sie von der Waffe trennte, zögerte eine Sekunde, ehe er den Revolver in die Hand nahm.

Ein Schatten, ein paar Schreie führten ihn auf. Er hob sekundenlang den Blick. Ja — da kam Nelly Eiling, wollte die Waffe haben, genau wie er es sich vorgestellt hatte. Dann begriff er, fuhr auf wie aus einem Schlaf, im nächsten Augenblick packte er zu, aber er schlug mit der Hand schallend auf den leeren Tisch. Er sah nur einen funkelnden, frohlockenden Blick der Frau, den geschwungenen Arm mit der Waffe. Dann fiel der Schuß.

„Meine Herren“, sagte der alte Präsident klagen. „Ich fürchte, man wird uns eine große Unvorsichtigkeit vorwerfen. Aber ich habe wirklich nicht mit einer derartigen Möglichkeit gerechnet.“

„Ich auch nicht“, stotterte Ewens.

Jens Lorenzen.

Die Schaffnerin.

Vater ist im Krieg und Mutter ist Straßenbahnschaffnerin. Die „Großen“, die schon zur Schule gehen, bekommen Mutter in mancher Woche gleich ein paar Tage hintereinander nur flüchtig zu sehen. Sie kommt nachts um eins nach Hause. Und manchmal noch später. Ganz leise öffnet sie die Tür. Geht auf den Fußspitzen. Entkleidet sich in der Küche, nur um in der Stube kein Geräusch zu machen. Sie will keine der Kinder aus dem Schlafe wecken. Und am Morgen schleichen wieder die Großen leise aus der Stube. Sie wollen Mutter nicht wecken. Mutter ist immer so sehr müde von dem vielen Sehen. Bis um die Mittagsstunde bliebe sie immer gerne im Bett. Frieda, die Älteste, kocht den Kaffee. Mit dem Waschen werden jetzt keine „großen Tiden“ gemacht. Die Zeit ist mächtig knapp am Morgen.

Früher, als Mutter noch nicht Schaffnerin war, stand das Waschbecken mit warmem Wasser schon bereit, wenn sie aus den Betten kamen. Der Kaffee war schon gelocht, die Brötchen schon bestrichen und die Kleider gebürstet. Alles lag auf seinem Platz. Das war eine schöne Zeit. Man wußte gar nicht, wie gut man es hatte. Jetzt muß man sich morgens immer so sehr spüren. Jedes Stück muß man suchen. Und der alte Kaffee ist immer so heiß, daß man ihn gar nicht trinken kann. Wenn sie endlich fertig sind, treten sie, zumeist mit vollem Munde noch, an Mutters Bett, um Abschied zu sagen und etliche Weisungen und Ermahnungen zu empfangen. Die Älteste bringt immer eine Flasche mit, in der gekochte Milch ist, auf die das Jüngste schon wartet. Groß ist die Freude der Kinder, wenn die Mutter ihnen sagen kann, daß sie erst am Abend wieder in den Dienst gehen muß. Das Mittagessen schmeckt noch mal so gut, wenn Mutter es aufträgt, wenn Mutter auch am Tische sitzt. Zumeist ist sie doch schon fort, wenn die Kinder aus der Schule kommen. Das Mittagbrot steht auf der Kochmaschine, und wieder ist es die Älteste, die es ganze zehn Jahre alt, die Mutter vertreten muß.

Ihre schmalen Wangen röteten sich im Eifer, einem jeden gerecht zu werden, und dennoch kommt es immer zu Protesten, Auflehnungen, kleinen Reibereien und Räubereten auch. Jedes der Geschwister dankt sich verflucht, steht auf dem Teller des anderen mehr als auf dem eigenen. Für die Älteste bleibt immer nur ein päpstlicher Rest im Topfe zurück, und so richtig satt steht sie nie auf vom Tische. Zum Schularbeitenmachen kommt sie erst am Abend. Nach dem Essen muß sie erst mal Ordnung in die „Bude“ bringen. Das verlangt ein paar Stunden Zeit. Einmal in der Woche muß sie einen ganzen Berg Wäsche waschen. Ach, wär's nur die Arbeit allein. Schwerer als die ist die Not, die sie mit der Jüngsten hat. Sie verlangt so oft nach der Mutter. Weint, wenn sie gar nicht kommen will, legt sich mit ihrer Fuppe auf die Türschwelle und wartet auf sie, und am Abend, wenn sie zu Bett gebracht werden soll, will sie sich von keinem ausgeben lassen. Mutter soll sie ausgeben. Gar nicht ein bißchen vernünftig ist die Kleine. Mutter kann doch jetzt nicht immer bei den Kleinen sein. Sie muß doch Geld ins Haus bringen. Die Kinder wollen doch jeden Tag ihr Geld. Und kleiden muß man sie auch. Ein Paar Socken sind bald durchgelaufen, so teuer sie auch sind. Mit jämmerlichem Herzen geht Mutter immer aus dem Hause. Sie soll ihre Kinder pflegen und erziehen. Das ist ihr heiligstes Gebot. Aber Geld wird gebraucht und die Arbeitskraft auch.

Es ist sehr viel, was der Krieg den Müttern und Kindern aufzulegt.

(„Vorwärts“)

Für unsere Frauen

Einfachrezepte.

Gerne Rohsta in Flüssig. Sehr gut gekochte Flüssig, Korken, Bech oder Glas. Eine gekochte Salzlösung. Diese wird hergestellt, indem man in 1/2 Liter Wasser 170 Gramm Salz auflöst, aufkocht und kalt werden läßt.

Die klein gebrochenen oder geknirschten Bohnen werden in die Flüssigkeit eingegossen, mit der kalten Salzlösung übergossen, dann die Flaschen verstopft und überpöckelt, oder mit Wasserglas verschlossen resp. überpöckelt.

Wasserglasverschluß: Aus Schlemmtreide und Roggen (in der Drogerie zu kaufen) wird ein Brei angerührt, mit dem der Korken oder ein über den Flaschenhals gelegtes Plättchen überzogen wird. Der Brei muß den Rand des Flaschenverschlusses vollständig bedecken.

Tomaten in Salz. (Besonders kleine Tomaten.) Die Tomaten werden in einen Steinlopf oder in eine Glaswanne gelegt, ein Leinwandstück darüber gelegt und die Tomaten mit der oben angegebenen Salzlösung übergossen, der Lopf verbunden und an einem kühlen Ort gestellt.

Selbstherstellung von Gewürz nach Salz. (Grüne Bohnen, Tomaten, Kabis, Kohlrabi, Pilze.)

Grüne Bohnen, 2 Pfund Bohnen, 1 Kilogramm Salz. Vorbereitung: Die Bohnen, die nicht halbig sein dürfen, werden gewaschen, abgewässelt, grob geknirscht oder in kleine Stücke geschnitten.

Zubereitung: Die Bohnen werden mit dem angegebenen Salz gut untermischt, in Steinlöpfen oder Holzschalen fest eingepackelt und ganz so, daß sie eine halbe Zentimeter dick sind, abgedeckt.

dieselbe nicht, so wird ein wenig stark gesalzenes Wasser darüber gegossen.

Man bedeckt die Bohnen mit einem weißen, in Salzwasser durchgewaschenem Tuch, legt ein Holzbrettchen oder einen Teller darüber, und beschwert denselben mit einem Feldstein.

Die Lefe muß immer über den Bohnen stehen.

Aufbewahrung: Das Gefäß muß in einem kühlen Raume aufbewahrt werden.

Pfllege: Die Bohnen müssen alle 8 Tage nachgesehen werden. Steht die Lefe nicht klar über den Bohnen, so müssen die schleimigen Pilze, die sich gebildet haben, abgenommen werden. Man wäscht das Tuch und das Brettchen gut und bringt die Bohnen wieder in Ordnung, wie bereits angegeben.

Kochen der Salzbohnen: Die Bohnen werden vor dem Kochen 2-3 Stunden in kaltem Wasser ausgewässert und dann wie frische Bohnen gekocht. Das Salzwasser wird zu Suppen verwendet.

Es können zu den eingelegten Bohnen immer wieder frische Bohnen hinzugefügt werden, bis der Lopf gefüllt ist. Ebenso werden eingelegt: Kabis, Kohlrabi.

Pilze: 1 Kilogramm Pilze jeder Art, 1/4 Pfund fein geschnittene Zwiebel, 200 Gramm Salz.

Vorbereitung: Die Pilze werden gewaschen und gepulvt.

Zubereitung: Sie werden in leichtem Salzwasser einmal aufgekocht, auf einen Durchschlag gelegt, gut abtropfen lassen, ausgebreitet, etwas getrocknet, mit Salz und der Hälfte der angegebenen Zwiebeln untermischt, in Steinlöpfen gedrückt und mit den anderen Zwiebelscheiben bedeckt. Man beschwert sie mit einem Brettchen oder Teller. Auch hier muß sich etwas Lefe bilden, die über den Pilzen steht, sonst muß sehr starkes Salzwasser zugegeben werden.

Kochen der Salzpilze: Sie müssen 3-4 Stunden wässern und werden dann wie frische Pilze zubereitet, auch kann man sie mit Kartoffeln und Graupen zusammenkochen.

(G. Hannemann, Lette-Verein, Berlin.)

Kleines Feuilleton

Wem gehören überhängende und überfallende Früchte?

Ueber die Rechtsfrage, wem die auf ein fremdes Grundstück überhängenden oder überfallenden Baumfrüchte gehören, sind vielfach irrtümliche Ansichten verbreitet. Die Früchte herüberhängender Zweige, der sogenannten Ueberhang, gehören zugleich mit den Zweigen dem Eigentümer des Obstbaumes. Jedoch kann der Eigentümer des Nachbargrundstückes, in welches die Zweige herüberhängen, dem Besitzer des Baumes eine angemessene Frist zur Beseitigung der Zweige samt den daranhängenden Früchten bestimmen. Was eine „angemessene“ Frist ist, bestimmt sich nach den jeweiligen Umständen des Falles. Unter Umständen ist es angemessen, die Frist so weit auszudehnen, daß die Beseitigung der Zweige nicht in die Zeit des Wachstums der Bäume fällt. Erfolgt dann die Beseitigung nicht innerhalb der Frist, so darf der Nachbar die herüberhängenden Zweige samt Früchten abschneiden und behalten. Ausnahmsweise muß jedoch der Ueberhang geduldet werden, wenn die Zweige die Benutzung des Grundstückes, in welches sie herüberhängen, nicht beeinträchtigen. Anderes gilt von Früchten, die nicht überhängen, sondern überfallen. Sie gelten nämlich als Früchte desjenigen Nachbargrundstückes, auf welches sie fielen, gehören also nicht mehr dem Eigentümer des Obstbaumes. Gleichgültig ist hierbei, aus welcher Ursache (z. B. Windstoß, Reife, menschliche Einwirkung) auch seitens des Eigentümers des Baumes, wenn dieser etwa den Baum schüttelt) die Früchte herüberfallen, und ob sie vor dem Abfall hinüberhängen. Wenn aber der Nachbar selbst die hinüberhängenden Früchte vom Baume trennt, so daß sie auf sein Grundstück fallen, so verbleiben sie im Eigentum des Baumberechtigten — es müßte denn sein, daß ein Nachbar vorher gemäß den oben wiedergegebenen Bestimmungen über den Ueberhang dem Baumberechtigten zulässigerweise und fruchtlos eine Frist zur Beseitigung des ober herüberhängenden Zweige bestimmt hätte. Nur in einem Falle verbleiben auch die überfallenden Früchte im Eigentum des Eigentümers des Obstbaumes. Dies gilt nämlich dann, wenn das Grundstück, auf welches die Früchte fielen, dem öffentlichen Gebrauche dient, z. B. ein öffentlicher Weg ist. Besonderes gilt vom sogenannten Grenzbaum, d. h. dem Fruchtbaum, der gerade auf der Grenze steht. Seine Früchte gehören den Nachbarn zu gleichen Teilen. Was vorstehend von Bäumen gesagt ist, gilt ebenso von Sträuchern.

Der wandernde Zahn.

Daß der baldige Erfolg verlorer gegangener Zähne durch künstliche keineswegs bloß aus Schönheitsgründen unerlässlich ist, erklärt sich aus einer den Zähnen anhaftenden Merkwürdigkeit, die Dr. Fabian in der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ erläutert. Während nämlich die Stellung der Zähne bei lückenloser Zahnreihe und demnach gleichmäßig verteilten Druckverhältnissen im Munde gewöhnlich unverändert bleibt, macht sich bei Störung des Gleichgewichts an irgend einer Stelle das sogenannte „Wandern der Zähne“ bemerkbar. Beim Verlust eines Zahnes zeigt sich stets der benachbarte Zahn das Bestreben, die entstandene Lücke auszufüllen. Wenn dabei die Hauptbewegung sich am Kronenteil des Zahnes vollzieht, gerät der Nachbarzahn dadurch in eine gekippte Stellung, indem er sich über die Lücke neigt. Das Fehlen mehrerer Zähne kann sogar nicht bloß die Nachbarn, sondern die ganze Zahnreihe zum „Wandern“ veranlassen. Die Zähne machen dabei ganze oder halbe Drehungen um sich selbst und wachsen dabei nicht selten aus dem Kieferhals heraus. Das ganze Wandern erklärt sich daraus, daß die Natur bei vorrändigen Lücken nach Möglichkeit genügend Reibflächen zum Rufen wieder herzustellen sucht. Der ganze Vorgang vollzieht sich zwar äußerst langsam, aber dauernd und kann zur Verunstaltung des Kieferbogens führen, die sich schließlich sogar äußerlich am Gesicht ausdrückbar macht.

Heileres

Heilanstalt. „Herr Doktor, welche Heilanstalt können Sie mir für meinen Mann empfehlen zu einer Entziehungskur für Alkohol?“ „Schicken Sie Ihren Herrn Gemahl ins Hofbrauhaus!“ (Jugend.)

Vor der Aushebungscommission. „Ich kann nicht alles essen, Herr Staatsrat.“ „Stollen Sie auch nicht! Die anderen wollen auch was haben!“ (Jugend.)

Zeitgemäße Anfrage eines Bihbegierigen. Man spricht von „Kriegsmännern“, mit denen man den Krieg machen kann; von „Börsemännern“, mit denen man „an der Börse machen“ kann; von „Handelsmännern“, mit denen man einen Handel machen kann; weshalb aber spricht man von „Staatsmännern“, wenn man doch keinen Staat mit ihnen machen kann? (Kladderadatsch.)

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling. Bezleger: L. H. Schwark, Druck Friedrich Meyer & Co. Gedruckt in Lübeck.